

Erscheint täglich außer Sonntagen.
Zugleich Abendausgabe des „Vorwärts“. Bezugspreis
eindeutige Ausgaben 85 Pf. pro Woche, 3,60 M. pro Monat.
Redaktion und Expedition: Berlin SW 68, Lindenstr. 3

Spätausgabe des „Vorwärts“

Anzeigenpreis: Die einseitige Nonpareilzeile
60 Pf., Kellereizeile 5 M. Ermäßigungen nach Tarif.
Verlag: Vorwärts-Verlag G. m. b. H.,
Berlin Nr. 37 536. Fernsprecher: Dönhofs 292 bis 297

Flaggen der Kaiserproklamation

Die Geschichte einer Verordnung.

Wir bezeichnen am Sonnabend morgen die Beflaggung der Reichswehrverbände in Berlin am Tage der Kaiserproklamation und Königsgründung als einen Unfug. Das Reichswehrministerium beruft sich demgegenüber auf die Flaggen- und Salutordnung vom 30. April 1923, die der Reichspräsident Ebert unterzeichnete. Wir sind diesem von der Rechtspresse mit Behagen ausgegriffenen Rechtfertigungsversuch nachgegangen und sind in der Lage, folgende Feststellungen zu machen.

1. Wenn die Reichswehr sich auf eine Flaggenordnung beruft, um damit die Beflaggung der Reichswehrgebäude in Berlin zu rechtfertigen, so sollte man meinen, daß eine solche Flaggenordnung, wenn nicht für die Reichsmarine, so doch für das Reichsheer gilt. Aber die zur Verteidigung und Entschuldigung angeführte Verordnung heißt wörtlich: „Flaggen-, Salut- und Befuchungsordnung für die Reichsmarine“. Sie bezieht sich ausschließlich auf das Salutieren der Kriegsschiffe und das Flaggen der Marinengebäude „an Land“ (nicht im Binnenlande). Da wird z. B. angeordnet, daß die Reichskriegsflagge bei Einbruch der Nacht heruntergehoben ist, daß sie mit der ihr gebührenden Langsamkeit herauf- und heruntergehoben ist, daß ein Admiral diesen, ein Flottillenchef jenen Wimpel zu führen hat, daß während des Gottesdienstes an Bord „der Kirchenwimpel über die Flagge zu

Die nachstehende „Flaggen-, Salut- und Befuchungsordnung für die Reichsmarine“ wird hiermit genehmigt. Zu etwa notwendigen Erläuterungen und Änderungen nicht grundsätzlicher Art wird der Chef der Marineleitung ermächtigt. Die bisherige „Flaggen-, Salut- und Befuchungsordnung für die Kaiserliche Marine“ tritt gleichzeitig außer Kraft.

Berlin, den 30. April 1923.

Der Reichspräsident
gez. Ebert.

Der Reichswehrminister
gez. Dr. Seeley.

Der Chef der Marineleitung
gez. Behnde.

Die Einleitungsseite der von der Reichswehr zur Rechtfertigung ihrer Flaggerei in Berlin benutzte Flaggenordnung von 1923. Sie gilt allein für die Reichsmarine, wie sich aus dem amtlichen Text ergibt.

sehen“ ist, wieviel Kanonenschiffe ein fremder Souverän zu beanspruchen hat, und daß ein ausländischer Kronprinz Salut nur bekommt, wenn die Kriegsschiffe aller anderen Nationen Salut schießen usw. Diese Verordnung bezieht sich also ausschließlich auf den inneren Dienstbetrieb der Marine und ihre Repräsentationspflichten nach außen hin. Wenn die Reichswehr nun etwa auf die Ausrede verfallen sollte, daß in den Reichswehrgebäuden in Berlin die Marineleitung untergebracht sei, so hätte dieser Einwand soviel Wert, als wenn das Auswärtige Amt am Verfassungskonferenzschwarzweißrot flaggen wollte, deshalb, weil durch die Flaggenverordnung über die Luther stürzte, die schwarzweißroten Fahnen auf den Dienstgebäuden des Auswärtigen Amtes im Ausland wehen dürfen. Den einzigen Gebrauch, den die Reichsmarine u. G. von dieser Flaggenverordnung im Binnenlande machen dürfte, wäre, die Kriegsschiffmodelle im Berliner Museum für Meereskunde zu bewimpeln, eine Spielerei, die wir ihr gern konzedieren. Wenn also die Reichswehr am 18. Januar in Berlin auf Grund einer Verordnung für die Reichsmarine schwarzweißrote Flaggen setzt, so ist das

eine Handlungsweise, die durch die geltende Verordnung keineswegs gedeckt werden kann.

2. Aber auch die Entstehungsgeschichte dieser Salut- und Flaggenordnung der Marine rechtfertigt nicht im geringsten das Beflaggen der Dienstgebäude. Die Salutordnung der Marine stammt ursprünglich vom 29. August 1921. Sie ist an dem gleichen Tage erlassen

Die ganze Familie umgebracht.

Berleger erschießt seine Frau und sich selbst, nachdem er seine 2 Söhne vergiftet hat.

Die Schreckenstat eines vor dem geschäftlichen Ruin stehenden Mannes, die einer ganzen Familie das Leben kostete, spielte sich gestern in Friedenau ab. Im Hause Wiesbadener Str. 84 erschoss der 47 Jahre alte Berleger Konrad Scheerer seine 49 Jahre alte Ehefrau Jutta, vergiftete seine beiden Söhne, den 9 Jahre alten Nikolaus und den 6 Jahre alten Konrad und brachte sich dann selber den tödlichen Schuß bei.

Ueber die furchtbare Tragödie werden folgende erschütternden Einzelheiten bekannt: Scheerer wohnte mit seiner 49jährigen Frau Jutta, sowie seinen beiden neun- und sechsjährigen Kindern Nikolaus und Konrad seit vielen Jahren in der Wiesbadener Straße 84 und hatte im 2. Stockwerk des Vorderhauses eine größere Wohnung inne. Der Berleger hatte am Sonntagabend mit einem Freunde, dem Kaufmann D., noch eine Zusammenkunft. Gegen 9 Uhr verabschiedete sich D. und Scheerer gab ihm ein kleines Paket mit, das er vierzehn Tage aufzubewahren hat. Dann sollte es entweder geöffnet oder an ihn zurückgegeben werden. Heute früh wurde D. um 8 Uhr von Scheerer telephonisch angerufen und gebeten, das Paket zu öffnen und sofort nach der Wiesbadener Straße zu kommen. Zu seinem nicht geringen Schrecken fand D. in dem Paket die Wohnungsschlüssel seines Freundes. Voll böser Ahnungen eilte er nach Friedenau. Er kam aber zu spät, um das Unheil zu verhindern. Dem Eintretenden bot sich ein schrecklicher Anblick.

In den Betten lagen die beiden Kinder und auf dem Divan Frau Scheerer tot da. Um die Toten war ein Meer von Blumen gebreitet.

Auf dem Fußboden zwischen den Betten und dem Divan lag ausgestreckt, Scheerer. Seine rechte Hand umklammerte Krampfhaft eine Mehrzweckpistole. Der Arzt stellte bei allen Personen

den Tod fest, der erst ganz kurze Zeit vor Entdeckung der entsetzlichen Tragödie eingetreten sein konnte. Während die leblosen Körper der Kinder keine äußeren Verletzungen aufwiesen, war der Tod der Frau, gleichfalls wie bei dem Manne, durch einen Schuß in die Mundhöhle erfolgt. Nach dem Befund und den kriminalpolizeilichen Ermittlungen ist das Ehepaar zweifelslos im gegenseitigen Einverständnis in den Tod gegangen. Die Todesursache bei den Kindern konnte noch nicht festgestellt werden. Die kleinen Leichen wurden deshalb zur Obduktion ins Schauhaus gebracht. Es wird vermutet, daß ihnen in einer Speise Gift gereicht wurde.

Das Motiv zu der schrecklichen Tat sind wirtschaftliche Sorgen. Bei der Unterjochung der Wohnung wurden auf dem Schreibtisch im angrenzenden Zimmer mehrere Briefe, die an Angehörige des Ehepaares gerichtet waren, sowie ein größerer Umschlag mit der Aufschrift „Testament“ vorgefunden. Ueber den Inhalt dieser brieflichen Hinterlassenschaften, die familiär versiegelt waren, ist bis zur Stunde noch nichts bekannt geworden.

Scheerer hatte seinen Freunden gegenüber bitter über die schlechten Geschäfte und seine finanzielle Notlage geklagt. Er machte dabei verdeckte Andeutungen, daß es so nicht weiter gehen könne, und daß es doch besser wäre, aus dem Leben zu scheiden. Heute früh, um 8 Uhr, rief Scheerer telephonisch bei seinem Freund an und bat ihn, unter einem Vorwand, sofort in seine Wohnung zu kommen.

Scheerer hat früher bessere Tage gesehen. Er war viele Jahre Besitzer eines Provinzialverlages, in dem mehrere Blätter erschienen, die hohen Gewinn abwarfen. In der Inflation wurde der Verlag, wie es heißt, von Hugo Stinnes aufgekauft. Scheerer verlor sein ganzes Vermögen, und er mußte wieder von vorn anfangen. Das Glück war aber nicht mehr auf seiner Seite, und er hatte stets mit wirtschaftlichen Sorgen zu kämpfen. Zuletzt tätigte er nur noch kleinere Vermittlungsgeschäfte.

Klara Zetkin in Opposition!

Gegen den Thälmann-Kurs der KPD.

Die Presse der Rechtskommunisten veröffentlicht den Wortlaut der Rede, die Klara Zetkin im Präsidium des Moskauer KKK gegen den Thälmann-Kurs gehalten hat. In dieser Rede, die von dem offiziellen Kommunistenorgan totgeschwiegen wird, heißt es u. a.:

Ich bin sehr erstaunt, daß in dem beschlossenen Brief (der KKK an die KPD. Red.) ein Lobgesang auf das Verhalten der Partei in der Ruhrkampagne angestimmt, aber kein Wort über den Ausfall der Anti-Panzerkreuzerkampagne gesagt wird. Meines Erachtens wäre das unbedingt notwendig gewesen. Es ist sehr leicht, wie Genosse Kaufman, zu behaupten, daß die Rechten die Schuld an dem katastrophalen Ausgang tragen. Nicht die Rechten haben den Fall Thälmann, haben die Hamburger Angelegenheit geschaffen.

Dieser Skandal stand leider tiefengroß vor der Partei

und sie mußte Stellung dazu nehmen. Es ist ein Widerspruch, wenn man einmal sagt, daß die Rechten eine kleine, einflusslose Gruppe sind, und das andere Mal, daß sie mächtig genug waren, den guten Ausgang der Panzerkreuzerkampagne zum Scheitern zu bringen. Man macht die Sozialdemokratie und die Bourgeoisie dafür verantwortlich, denn sie hätten unsere Kampagne totgeschwiegen. Seit wann ist es unsere Auffassung, daß unsere Feinde unsere Arbeit übernehmen. Aufgabe der Partei war es, dieses Totgeschwiegen durch eine planmäßige, wohlorganisierte Kampagne zu durchbrechen. Ich glaube, es war in der „Roten Fahne“, wo geschrieben

wurde, daß da der wahre Beschlagene die Weimarer Verfassung sei. Wenn man eine solche Meinung logisch bis zu Ende denkt, so kann man sagen, daß unser Erfolg noch viel größer gewesen wäre, wenn wir anstatt der zwei Millionen auch noch 120000 Stimmen verloren hätten, denn dann wäre die Weimarer Verfassung noch gründlicher geschlagen worden.

Ich halte es für notwendig, daß von dieser Stelle aus die Mahnung an die deutsche Partei ergeht, daß von hier aus initiativ eingegriffen wird, damit die Ursachen dieser Niederlage nachgehört, ausgehellt werden, weil das meines Erachtens die Partei vor späteren Niederlagen schützen kann. Das gleiche gilt betreffs des

Verlagens der Partei im Ruhrkonflikt.

Wir müssen genau sehen, welche organisatorischen, wie auch politischen und taktischen Fehler durch die Partei begangen wurden, um künftige Niederlagen zu vermeiden. Ich komme zum Schluß und lasse meine Ansicht folgendermaßen zusammen:

Keine Ausschüsse, dagegen Diskussionsfreiheit

bis zum Parteitag für alle Meinungen, für alle Tendenzen; eine wirkliche ernste Diskussion auf der Grundlage unserer programmatischen Auffassung und innerhalb des Rahmens der statutarischen Vorschriften der Partei mit den Mitteln und Organen, wie sie im Parteistatut für die Diskussion strittiger Fragen vorgegeben sind. Als Bürgschaft für die wirklich ernste Durchführung dieser Diskussion

die Zurücknahme der Maßregelungen.

die in den letzten Monaten vorgenommen worden sind, und die Ausdruck der Unterdrückung der nötigen Meinungsfreiheit sind und der dadurch entstandenen Disziplinlosigkeit. Als Bürgschaft weiterer sofortige Zurückberufung von Heinz Neumann, der meines Erachtens ein Agent Provokatour der Ausschüsse und Spaltung ist.

Diktatur setzt Richter ab
24 Beamte angeklagt
Berichte 2. Seite

Flaggen der Kaiserproklamation

(Fortsetzung von der 1. Seite.)

worden, als auf Grund des Artikels 48 der Reichsverordnung eine Anordnungsverordnung zur Wiederherstellung der öffentlichen Sicherheit und Ordnung an die Behörden und die Regierung Wirtz einen Aufpruch gegen die gewalttätigen Umsturzversuche an die Bevölkerung erlassen mußte.

Das war drei Tage nach der Ermordung Erzbergers.

Dieser Augenblick, wo die Republik in einem ihrer hervorragendsten Vertreter auf das tiefste getroffen war, hat man benutzt, um auf dem Wege einer harmlos aussehenden Verordnung den Neujahrstag und den sogenannten Reichsgründungstag als die Tage sich konzentrieren zu lassen, an denen „ohne weiteres zu flaggen ist“.

3. Es trifft zu, daß die heute geltende Salut- und Flaggenordnung vom 30. April 1923, die die vorhergehende ergänzt und abändert, vom Reichspräsidenten Ebert unterzeichnet wurde. Sie wurde ihm

vom Reichswehrminister Gessler an dem gleichen Tage unterbreitet, an dem die Regierung Cuno nach fünfmonatlichem vorüberlichem Ruhrkampf die Wiederaufnahme der Reparationsverhandlungen von der Entente erbitten mußte.

Daß derartige Verordnungen dem Reichspräsidenten immer dann vorgelegt wurden, wenn er ganz andere Sorgen hatte, gibt zu denken. Verfassungsrechtlich und politisch trägt für diesen Vorgang ausschließlich der damalige Reichswehrminister Gessler die Verantwortung. Wenn der Reichspräsident Ebert wegen der schweren Mängel dieser Verordnung damals einen Konflikt mit der Wehrmacht des Reiches und der verfassungsmäßigen Regierung herausbeschworen hätte, so wäre das ungefähr so, als wenn der Kapitän eines Schiffes in schwerster Seesnot mit seinen Offizieren über Form und Farbe der Flagge einen Streit entfachen würde. Damals galt es, Mannschaften, Passagiere und Frachtgut und das Schiff der Republik über Wasser zu halten. Zudem ist daran zu erinnern, daß es damals weder ein

den Booten giecht. Sie darf schon von Sonnenanfang an und nach Sonnenuntergang gehißt werden.

d) In See fahrende Boote in der Regel ohne Flagge, auch wenn sich Offiziere oder Beamte im Offiziersraum im Boot befinden.

e) Segeln der Flagge bei Flaggentagen (S. 31, 32, 33).

33. a) Im Land haben nur die Gebäude u. a. Flaggen zu heizen, die dienstlich mit Flaggen ausgerüstet sind. Zu welchen Gelegenheiten die Flaggen zu heizen sind, wird durch besondere Befehle der örtlichen zuständigen Behörden bestimmt werden. Nur am Neujahrstage, und am Tage der Reichsgründung ist ohne weiteres zu flaggen. /

b) In den Marinestandorten ist ferner zu flaggen bei Anwesenheit des Reichspräsidenten und bei dienstlicher Anwesenheit des Reichswehrministers und des Chefs der Marineleitung.

c) In besonderen Ehrentagen der Marine können die militärischen Gebäude und Festungswerke eines Marinestandes oder der Kasernen des Marineteils, der seinen Ehrenstag hat, nach Anordnung des Standortältesten flaggen.

d) Beim Todesfall eines Soldaten die die Kolonne der Marine teils, dem der Verstorbene angehört, nach Anordnung des zuständigen Kommandeurs am Tage der Überführung oder der Beisetzungs die Flagge halbhoch zu heizen.

e) Die Flaggen an Land werden in den Marinestandorten in den Fällen zu a., c. und d. von 8 Uhr morgens bis zum Sonnenuntergang und in den Fällen zu b. vom Eintreffen der betreffenden Person im Standort bis zum Verlassen des Standortes gehißt.

34. Beim Drängen oder Niederholen der Flagge wird diese stets von zwei Mann bedient. Sie ist stets

am Verfassungstage wird nur an Land geflaggt! 1924/23

Die Seite 12 der Flaggenordnung der Marine von 1923, auf der im ersten Absatz des § 33 — der Neujahrstag und „Reichsgründungstag“ als die einzigen Tage verordnet waren, an denen ohne besonderen Befehl zu flaggen ist. 1924 ist die handschriftliche Eintragung, unten auf der Seite, hinzugefügt: „Am Verfassungstage ist nur an Land zu flaggen“, 1925 die Eintragung am Rande links — „31. Mai“, durch die die Schlacht von Skagerrak zum Flaggentag der Marine erhoben wurde.

Reichsbanner gab, sondern in den Riten des Jubilationsjahres der Kampf um das nackte Dasein so sehr alle Sinne beanspruchte, daß für Symbolfragen der Republik politische Kräfte nicht mehr übrig waren.

4. Der eigenliche durch unseren Angriff aber nunmehr feststehende Skandal der Reichsmarine beruht darin, daß der Chef der Marineleitung die Verordnung des Jahres 1923 durch eine „Aenderung nicht grundsätzlicher Art“ dahin ergänzt hat,

„am Verfassungstage wird nur an Land geflaggt“.

Wir müssen also feststellen, daß noch heutzutage auf den Kriegsschiffen der Reichsmarine am Verfassungstage nur auf besonderen Befehl, wenn überhaupt geflaggt wird, daß noch heute der Tag der Kaiserproklamation des zusammengebrochenen Bismarckschen Reiches in der Marine begangen wird, der Verfassungstag der Republik aber noch nicht einmal das gleiche Daseinsrecht erhalten hat. Hingegen hat im Jahre 1923 der Chef der Marineleitung — als wenn das keine Aenderung grundsätzlicher Art wäre! — den 31. Mai, den Tag der Schlacht von Skagerrak, als Flaggentag verordnet. Der Verfassungstag ist auch hier wieder übergangen worden.

Zusammenfassend ergibt sich also, daß die Reichswehr aus der von ihr angeführten Flaggenverordnung der Reichsmarine keinenlei Recht ableiten kann, die Reichswehrgebäude in Berlin am Tage der Kaiserproklamation zu beslaggen. Wenn der Reichswehrminister auf ein gutes Verhältnis der Reichswehr zu den republikanischen Wählern Wert legt, so wird er dafür sorgen, daß im Jahre 1930 diese Proklamation unterbleibt.

Die Demonstration in Doorn.

In Doorn, wo der frühere Kaiser in etwa acht Tagen seinen hundertsten Geburtstag feiert, haben sich schon jetzt — am Tag der

24 Beamte unter Anklage.

Schwerverbrecher und Zuchthäusler als Belastungszeugen.

Sonnenburg, 21. Januar.

In der Kirche des Sonnenburger Zuchthauses, die provisorisch als Gerichtssaal hergerichtet ist, trat heute vormittag das erweiterte Schöffengericht Frankfurt a. d. Oder unter Vorsitz des Amtsgerichtsdirektors Wege zu dem aufsehenerregenden Prozeß gegen 24 Beamte dieser Strafanstalt zusammen.

Eine ganz besondere Note erhält dieser Prozeß dadurch, daß notorische Schwerverbrecher und Zuchthäusler gegen Beamte, die eine ehrenvolle und fast durchweg langjährige Dienstzeit hinter sich haben, als Belastungszeugen auftreten werden.

Die Anklage, die von Staatsanwaltschaftsrat Matthias vertreten wird, wirft den angeschuldigten Beamten aller Grade, vom Inspektor bis zum Hilfsaufseher, Diebstahl, Unterschlagung, Hehlerei und Verleitung zum Meineid vor, und zwar im Zusammenhang mit der in der letzten Zeit vielfach erörterten Verschleuderung von ehemaligem Heeresgut, das von der Justizverwaltung an die Berliner Firma Schwarzschild u. Co. verkauft und von dieser dem Zuchthaus Sonnenburg zur Aufarbeitung und Instandsetzung übergeben worden war. Die Anschuldigungen beruhen bekanntlich hauptsächlich auf den Angaben von Sträflingen, darunter einer ganzen Reihe Schwerverbrecher und Lebenslänglicher, die nach der Unterdrückung des Aufsturus in der Strafanstalt und des Hungerstreiks im Sommer 1923 nach der Amnestierung von Max Hoetz dem neuen Direktor v. Normann eine Liste der Beamten übergeben hatten, die sich an der Verschleuderung des Heeresguts zusammen mit Sträflingen beteiligt haben sollen. Ein ähnlicher Prozeß, in dem einige früher in Sonnenburg stationierte Schutzpolizeibeamte verwickelt sind, läuft seit einigen Tagen bereits und ist wegen der heute beginnenden Verhandlung auf einige Tage unterbrochen worden. Bei der großen Anzahl von Beamten des Zuchthauses, die in dem heutigen Prozeß verwickelt sind, hat es sich als notwendig herausgestellt, diesen Ausfall von Aufsichtspersonal durch Heranziehung ungefähr der gleichen Anzahl von Beamten aus anderen Strafanstalten in Sonnenburg auszugleichen. Auch ein Teil der als Zeugen zu vernehmenden Schwerverbrecher mußte erst zum Prozeß nach Sonnenburg transportiert werden, weil diese aufrührerischen Elemente nach den unglaublichen Vorgängen im letzten Sommer in andere Strafanstalten verlegt worden waren. Die 24 Angeklagten, die größtenteils in Uniform erschienen sind, nahmen auf den vordersten Bänken der Anstaltskirche Platz, auf denen sonst beim Gottesdienst die ihrer Aufsicht unterstellten Sträflinge sitzen mußten.

Der Beginn der Verhandlung verzögerte sich, da das Gericht, dem übrigens auch eine Schöfkin angehört, zusammen mit der Staatsanwaltschaft und den Verteidigern, den Rechtsanwälten Dr. Themol-Berlin und Fuchs-Sonnenburg zunächst einen Rundgang durch das Zuchthaus antreten, um sich durch eigene Inaugen-

scheinnahme ein Bild von den Verhältnissen in der Strafanstalt zu machen. Der an Stelle des wegen der damaligen Vorgänge abberufenen Direktor Lübecke seit dem vorigen Jahr mit der Leitung der Sonnenburger Anstalt betraute Direktor v. Normann ist plötzlich an Lungenerkrankung erkrankt, so daß seine Zeugenvernehmung zunächst unmöglich ist. In Anwesenheit von Vertretern des Strafvollzugsamtes eröffnete der Vorsitzende gegen 11 Uhr die Verhandlung mit dem Aufruf der 24 angeklagten Beamten, größtenteils ältere Strafanstaltsamtmeister, die auf eine lange Reihe von Dienstjahren zurückblicken.

Ein abgelehnter Staatsanwaltschaftsrat.

Als der Vorsitzende dann erklärte, daß das Gericht beabsichtige, diese Verfahren gegen 24 Angeklagte zu einer Verhandlung zum Zwecke einer einheitlichen Entscheidung zu verbinden, widersprach Rechtsanwalt Themat dieser Zusammenziehung mit dem Hinweis, daß durch eine solche Maßnahme die Verteidigung erschwert würde. In diesem Falle würden nämlich die 24 Angeklagten nur nach den Auslagen von vier bis fünf als Zeugen zu vernehmenden Zuchthäuslern bewertet werden müssen, während bei getrennter Durchführung der Verfahren der eine und der andere Angeklagte als Zeugen in der Verhandlung gegen Kollegen auftreten können. Auf den Hinweis des Vorsitzenden, daß diese Zeugenvernehmung einzelner Angeklagter wegen des Verdachts der Mithäterschaft auf seinen Fall unter Eid erfolgen könne, erklärte Rechtsanwalt Themat, daß nach seiner Auffassung nicht Mithäterschaft, sondern höchstens Nebenäterschaft in Frage komme. Im übrigen habe die Staatsanwaltschaft 24 Anklagen erhoben und 24 Verfahren getrennt eingeleitet. Außerdem seien die Anklageschriften größtenteils nicht einmal zugestellt worden. Staatsanwaltschaftsrat Matthias widersprach der Auffassung der Verteidigung und erklärte, daß sämtliche angeschuldigten Beamten als Teilnehmer an den Diebereien und Hehlereien in Frage kämen. Insbesondere hänge dieser Prozeß auch mit der Verhandlung gegen die Schutzbeamten zusammen. Das Gericht beschloß nach kurzer Beratung die Verbindung der Verfahren zu gemeinsamer Verhandlung und Entscheidung. Dann widersprach die Verteidigung nach der Zulassung des als Vertreter des Strafvollzugsamtes anwesenden Staatsanwaltschaftsrats Knobloch als Sachverständigen, weil seine Unbefangenheit in Zweifel gezogen werden müsse. Seine Untersuchungsführung in dieser Angelegenheit habe sich größtenteils auf die belastenden Aussagen von Zuchthäuslern gestützt und es verlautete, daß er es abgelehnt habe, den Widerruf einiger dieser Aussagen zu protokollieren. Das Gericht wies jedoch die Ablehnung des Sachverständigen als unbegründet zurück, da nach den Erklärungen des Staatsanwaltschaftsrats hinsichtlich der Unbefangenheit des Sachverständigen keine Bedenken beständen.

Kaiserproklamation und Königströmung — die Gratulanten eingefunden. Während das Reichswehrministerium der Republik am 18. Januar geflaggt hat, rollen die „Führer der alten Armee“ zu ihrem Chef ins Exil. Die Liste dieser Gratulanten ist interessant. Da findet man den Hofgeneral v. Radenken, der dem Allerhöchsten Herrn im Frieden die Hand küßte, im Kriege seine strategischen Triumphe durch die Begabung seines Stabschefs v. Seekt erlangte. Da kam General v. Cramon, Vortruppführer der „Kriegszeitung“, der, wie sein Chef Wilhelm, niemals eine Kugel pfeifen hörte, sondern in Wien Verbindungsoffizier zu Franz Josef und Karl spielte. Da trat ein Admiral v. Schröder, der noch im November 1918 wegen geringer Delikte Todesurteile gegen Angehörige der ihm unterstellten Truppe unterzeichnete, da erschien Generalleutnant v. Friedeburg, der geborene Flügeladjutant von S. W.

Wägen sie am 18. Januar die preussische Königströmung und das Ordensfest des Hohenzollernhofes soviel feiern wie sie wollen — gerade das Zusammentreffen der Zufahrt in Doorn mit der Flaggerie in Berlin unterstreicht nur ihren monarchistischen Charakter.

Stahlhelm rumort.

Landesverrat in Siedehöhe. — Volksbegehren auf Eis.

Eine „Führertagung“ des Stahlhelms hat am Sonntag in Magdeburg getagt und nach dem üblichen Stahlhelmsrezept mit starken Worten die Luft erzittern gemacht. Sonst allerdings niemand.

Wegen des Verrats der Grönerschen Denkschrift hat man mit der bei solchen Anlässen üblichen „flammenden Entrüstung“ eine Resolution gefaßt, in der Verschärfung der Strafbestimmungen wegen Landesverrats verlangt wird. Im vorliegenden Falle hätte der Stahlhelm allerdings ein altes Wort beherzigen können, wonach die Nürnberger keinen hängen, sie hätten ihn denn zuvor. Natürlich verschmäht die Resolution auch nicht, sich die Hugenbergsche Verdächtigungslehre zu eigen zu machen.

„Sie (die Stahlhelmsführer) finden es unerträglich“, heißt es, „daß maßgebende Mitglieder einer der in der Regierung vertretenen Parteien sich zu der Auffassung bekennen, daß Landesverrat kein Verbrechen (?) sei.“ Deutsche Art soll es sein, sich deutlich und präzise auszudrücken, wenn man jemanden beschuldigen will. Die gemundene Form der Verdächtigungen zeigt, daß den Verfassern der Resolution es wohl hauptsächlich darum zu tun war, zu verleunden, aber gleichzeitig eine eklatante Niederlage in einem Beleidigungsprozeß zu vermeiden!

In einer weiteren Entschliebung wird dem Bundesvorstand des Stahlhelms die „Ermächtigung“ zur Einleitung des Volksbegehrens „gegen die Alleinherrschaft des Parlamentarismus und für die Reinigung des politischen Lebens in Deutschland“ erteilt. Der Tenor dieses eigenartigen Volksbegehrens ist schon seit langer Zeit bekannt. Damals hat man sich eine Zweimonatsfrist zur Einbringung erbeten. Die zwei Monate sind um, es muß etwas gelassen — man „ermächtigt“ nunmehr den Vorstand, das Volksbegehren einzubringen. Die Verammelten haben sogar schon mit ihren Unterschriften eine erste Unterschriftenliste fertiggestellt. Es kann nun losgehen: mit Pauken und Trompeten hinein in die Kammer! — Uns scheint allerdings, daß mit der „Ermächtigung“ die Sache weiter verschleppt werden soll.

Die verammelten Wannen haben ihre Unterschrift nicht ohne eine schwungvolle Eingangskloste leisten können. In dieser wird die Weimarer Verfassung bezeichnet als „ein von inneren und äußeren Feinden gewalttätig aufgezogenes Verfassungssystem“. Die Weimarer Verfassung ist mit dröseliger Mehrheit von der aus gleichen Wahlen — bei mehr als

80 Proz. Wahlbeteiligung — hervorgegangenen Nationalversammlung geschaffen worden. Was hier „aufgezogen“ ist, wird auch die gehässigste Stahlhelmdialektik nicht nachweisen können. Aber die Herren waren von jeher ebenso strupplos wie großmäulig.

Diktatur setzt Richter ab.

Wegen verschiedener Weltanschauung.

Warschau, 21. Januar.

Auf Grund des Dekrets des Staatspräsidenten über die Neuordnung des polnischen Gerichtswesens, worin u. a. vorübergehend die verfassungsmäßig gewählte Unabhängigkeit der Richter suspendiert wird, ist der Präsident des Obersten Polnischen Gerichtshofes, Wladislaus Seyda, seines Amtes enthoben worden. Diese Maßnahme hat in den Kreisen der polnischen Rechten eine starke Erregung hervorgerufen. Wladislaus Seyda, einer der führenden Vertreter des polnischen nationalen Lagers, der übrigens vom Jahre 1907 bis 1918 auch deutscher Reichstagsabgeordneter war, hat die Stellung eines Präsidenten des Obersten Gerichtshofes unter sechs verschiedenen Regierungen innegehabt. In der Rechtspreffe wird betont, daß Seyda gegen seinen Willen seines Postens enthoben wurde. „Kurjer Pojanski“ bemerkt zum Rücktritt Seydas, daß der polnische Justizminister in einer zweifelhafte Unterredung überblickt versucht hat, Seyda zu einem freiwilligen Rücktritt zu bewegen. Auf die Frage Seydas, warum er seinen Posten verlassen solle, wies der Justizminister auf die Unterschiede der „Weltanschauung“ hin, die zwischen ihm und der gegenwärtigen Regierung beständen. Das polnische Blatt weist auf die vor Wochenfrist abgegebene feierliche Erklärung des Justizministers hin, daß die Regierung auf Grund des neuen Dekrets erhaltenen Vollmachten nicht zu einer von politischen Motiven diktierten Verletzung und Absetzung benütigen werde. Doch ein oder zwei Tage vorher hat der gleiche Minister von Wladislaus Seyda den Rücktritt gefordert mit Rücksicht auf die Differenzen der „Weltanschauung“.

Autonomist gewählt.

Paris, 21. Januar. (Eigenbericht.)

Der zweite Wahlgang in Kolmar, hat damit geendet, daß als Nachfolger für den abgewählten Abgeordneten Rossé der Autonomist Hauffmann gewählt wurde. Das Ergebnis wird von der Pariser Presse mit recht kleinlauter Resignation angenommen. Um sich über den erwarteten Mißerfolg zu trösten, hat die Pariser Presse nur ein Argument: die Stimmzahl, die Hauffmann auf sich vereinigen konnte ist niedriger als die, die ein Rossé erhalten hätte.

Brandier und Thalheimer ausgeschlossen?

Die Zentrale Kontrollkommission der Russischen Kommunistischen Partei hat vor Wochen am Brandier und Thalheimer ein Ultimatum gerichtet, dessen Termin am 20. Januar abläuft. Beide sollten formulierte Unterwerfungsbedingungen annehmen.

Beide haben mit einem Schreiben geantwortet, das ihren Standpunkt wahrte. Die „Rote Fahne“ erklärt darauf:

„Brandier und Thalheimer scheiden mit dem heutigen Tage aus der Kommunistischen Internationale aus. Die beiden Haupt der linkssozialdemokratischen Agentur in der kommunistischen Bewegung sind damit für die kommunistische Partei erledigt.“

Diese partielle Formulierung erregt noch nicht den formellen Ausschluß, über den noch nichts bekannt geworden ist, sie zeigt nur, daß die „Rote Fahne“ diesen Ausschluß nicht erwarten kann.

Ozeandampfer in Seenot.

Auf ein Riff gelaufen. — Passagiere gerettet.

Die New-Yorker Dollar-Line teilt mit, daß ihr Dampfer „President Garfield“, der 81 Passagiere an Bord hat, auf das Matanilla-Riff auf der Höhe der Bahamas gelaufen sei. Er befindet sich nicht in unmittelbarer Gefahr.

Der Dampfer „Panamerica“ meldete um 5 Uhr nachmittags, daß er den Dampfer „President Garfield“ erreicht hat und versucht, dessen Passagiere zu übernehmen. Zwei Schlepper sind von Florida zur Unfallstelle abgegangen.

Nach einer weiteren Meldung befindet sich das Schiff nicht in unmittelbarer Gefahr. Alle an Bord befindlichen Passagiere sind von dem Dampfer „Panamerica“ übernommen worden. Auch die Post des „President Garfield“, der sich auf einer Wellenbergungsfahrt befand, wurde von der „Panamerica“ aufgenommen. Der Grund für den Unfall ist nicht bekannt.

Zu der Meldung über die Rettung aller Reisenden des Dampfers „President Garfield“ wird noch ergänzend berichtet, daß die Übernahme der Menschen und des Gepäcks bei ruhiger See erfolgte. „President Garfield“ sieht nach fest, aber er hat kein Bed, so daß keine Gefahr besteht. Die 150 Mann Besatzung sind noch an Bord. Verschiedene Schlepper sind unterwegs, um das Schiff abzuschleppen.

Den Toten der Revolution.

Eine Gedenkfeier der Sozialistischen Arbeiterjugend.

„Wir gedenken der Toten der Revolution in einer Feiertunde“, so lautete für den Sonntag nachmittag die Einladung der Sozialistischen Arbeiterjugend Groß-Berlins in den Mercedes-Palast in Neukölln.

Es wurde eine Feiertunde, ernst, würdig, von künstlerischer und ethischer Höhe. Die Meditation aus Rosenets Thais leitete ein, der gemischte Chor Groß-Berlin, Mitglied des Arbeiterjugendbundes, sang unter der sicheren Leitung von Georg Oscar Schumann den russischen Trauermarsch und Roberts Morgenrot. Dann sprach die Reichstagsabgeordnete und alte Kämpferin Kathilde Burm dem Gedenken der Revolutionsopfer. Nicht nur Eisners, Haases, Liebknechts und Rosa Luxemburgs gedachte sie, sondern aller Kämpfer der Revolution, die damals fielen. Ein erstes Musikstück erklang, um zur Vorfesung von Briefen und Versen Liebknechts und Rosa Luxemburgs überzuleiten. Freiligraths „Bedruf“ und „Brüder zur Sonne, zur Freiheit“ bildeten den Abschluß der schönen Feier.

An der Orgel sah Ernst Kallipte, die Violine spielte Konzertmeister Erich Socha.

Tragödie auf der Havel.

Ein Vater bei der Rettung der Tochter ertrunken.

Große Aufregung verursachte am Sonntagnachmittag ein Unfall bei Schildhorn unter den dortigen Besuchern. Auf der Havel waren Schlittschuhläufer, darunter ein Vater mit seiner siebenjährigen Tochter, als plötzlich das Eis nachgab und der Vater mit der Tochter in Gegenwart der am Ufer stehenden Mutter einbrach. Mit Hilfe der Mutter, die ihrer Tochter einen Stoß zureichte, gelang es, durch Unterstützung des schwimmenden Vaters die Tochter aus dem Eis zu ziehen und sie zu retten. Versuche, auch den Vater zu retten, mißglückten, weil ständig das Eis durchbrach und die am Ufer Stehenden keine Rettungsgegenstände hatten. So mußte der bedauernswerte Mann angesichts seiner verzweifelten Frau hilflos ertrinken. Die Leiche des Vaters konnte noch nicht geborgen werden.

Etwas später hätte sich beinahe ein ähnlicher Unfall ereignet. Als in der Dunkelheit mehrere Schlittschuhläufer über dieselbe Stelle fuhren, brachen auch sie ein. Doch gelang es in diesem Falle noch rechtzeitig, Hilfe herbeizuholen.

Der Roman der Lieblingsfrau Salomos

„Dolly Roti“ gibt eine Meldung des ägyptischen Blattes „Al Motattam“ wieder, wonach in Jerusalem eine Grabstätte mit der Mumie der ägyptischen Lieblingsfrau des Königs Salomo entdeckt worden sein soll. Die Grabkammer soll an Pracht die des Tutanchamon noch übertreffen. Sie soll mit Gegenständen von wunderbarer Schönheit und von großem Wert gefüllt sein. Die Mumie liegt danach in einem goldenen Sarge und ist in mit Edelsteinen verzierte Decken gehüllt. Mit der Mumie ist eine hebräische (?) Papyrusrolle begraben worden, die von Salomo selbst geschrieben sein soll und die Tugenden seiner Lieblingsfrau rühmt. Dem Papyrus zufolge ist die Frau Salomos, die aus Memphis stammte, im 36. Jahre seiner Herrschaft gestorben und unter ihrem Palaste begraben worden, „nachdem sie sich für ihren Mann geopfert hatte“. Der Papyrus berichtet weiter, daß König Salomo aus Liebe zu ihr und in Anerkennung ihrer Treue und Selbstaufopferung ihr eigenhändig die herrliche Krone aufs Haupt gesetzt habe, die ihm von seinem Volke am 25. Jahrestage seiner Thronbesteigung überreicht worden war.

Weiter berichtet der Papyrus: Drei Monate vor dem Tode der Lieblingsfrau sei Amento, der Vater der Frau Salomos, aus Ägypten gekommen, beladen mit Geschenken, aber in der geheimen Absicht Salomo vom Throne zu stoßen und das Land im Namen des Königs von Ägypten in Besitz zu nehmen. Eines Tages erfuhr Amento um eine Privatunterredung mit Salomo, nachdem er vorher seiner Tochter Roti befohlen habe, Salomos Wein zu vergiften.

Der Papyrus schreibt: „Als Roti eintrat, Becher und Wein tragend, ergründete ich keinen Verrat, obwohl ich bemerkte, daß sie totendfisch war. Als Roti den Wein in die Becher goß, bemerkte ich, daß Amento seine Hand nicht nach seinem Becher ausstreckte. Trotzdem hob ich, noch immer ohne Argwohn, den Becher an meine Lippen. In diesem Augenblick entriß mir Roti, die neben mir stand, den Becher und trank den Wein selbst. Einige Minuten blieb sie stehen. Ihr Vater stoh mit einem Schrei der Wut aus dem Zimmer. Kurz darauf sank Roti sterbend in meine Arme. Der jüdische Amento versuchte, sich zu vergiften; aber seine Tochter Roti, meine geliebte Frau, rettete mein Leben unter Aufopferung ihres eigenen.“

Diese ganze wunderbare Geschichte dürfte eine der vielen Erfindungen sein, mit denen die englisch-amerikanische Presse ihre bibelstiftigen Leser von Zeit zu Zeit erheitert. Hebräische Papyri gibt es nicht. Und wer wollte ihn in Jerusalem entziffern. Zudem brauchte ein ägyptischer König nicht diese Romantik des Oisibehers, um Salomo zu beseligen. Palästina war ja lange unter ägyptischer Hoheit.

Wetterbericht der öffentlichen Wetterdienststelle Berlin und Umgegend. (Nachtr. verb.) Trocken und meist heiter, nachts kalt, am Tage Temperaturen bei Null, schwache Südwestwinde. — Für Deutschland: Überall trocken und dicklich heiter mit Neigung zu Bodennebeln. Am Osten strenge Kahlfröste.

Goethe- und Lessing-Jahr in Braunschweig.

Eröffnung und Ausstellung. „Faust auf der Bühne“

Die Goethegesellschaft in Weimar und die Städte Braunschweig und Wolfenbüttel haben ihre hohe kulturhistorische Mission mit schönem Gelingen erfüllt. Ein großes künstlerisches Werk ist geschaffen, ein Werk, reich an Kulturwerten und Kulturgütern. Der erste Tag hat gezeigt, daß das deutsche Volk, auch in seiner wirtschaftlichen Notlage, die geistigen Kräfte zu wecken weiß. Das Werk der großen deutschen Dichtertypen, Goethe und Lessing, ist lebendig geworden.

Die Eröffnungsfestfeier wurde am 19. Januar, 11 Uhr, durch die Begrüßungsansprache des Oberbürgermeisters der Stadt Braunschweig, Dr. Trautmann, eingeleitet. Erschienen waren der Reichsinnenminister Severing als Vertreter der Reichsregierung, der braunschweigische Minister für Volksbildung, Sievers, der Präsident der Goethegesellschaft, Professor Dr. Petersen, Vertreter der Länder, der Städte, der wissenschaftlichen und künstlerischen Vereinigungen Deutschlands sowie zahlreiche Vertreter der Presse des In- und Auslandes.

Oberbürgermeister Dr. Trautmann führte aus: Das Jahr 1929 soll beherrscht werden von dem Gedanken an die beiden Großen: Lessing, dem Wegbereiter, und Goethe, dem Erfüller. Unser Goethe- und Lessingjahr soll ein Sinnbild sein des Suchens unseres Volkes nach geistiger Reife und geistiger Kultur. Unser Goethe- und Lessingjahr, das die ewige Jugend der unsterblichen Werke jener Großen von neuem offenbart, ist zugleich ein Fest der deutschen Jugend. Sie, die als rechte Jugend begeisterungsfähig und kritisch, zerstörend und aufbauend ist, sieht in den „Faust“ ihr eigenes Wesen und erkennt in Lessing das Vorbild des aufrechten, furchtlosen, scharfsinnigen und dennoch von glühendem Idealismus durchdrungenen Mannes.

Der braunschweigische Minister für Volksbildung würdigte Lessing als Kämpfer neuer Ideen. Die Ausstellung „Faust auf der Bühne“ wurde vom Reichsamt Dr. Redlob eröffnet. Reichsinnenminister Severing hielt die Begrüßungsrede. Nach dem Rundgang durch die Ausstellung, der Befichtigung der Faust- und Lessingstätten in der Stadt Braunschweig, dem Festmahl, dem Orgel- und Harfenkonzert im Dom, fand der erste Tag seine geistige Krönung in der Festaufführung Goethes „Faust“, erster Teil, in neuer Einstudierung und Ausstattung mit Carl Ebert, Berlin, als Faust und Friß Balk, Berlin, als Mephistopheles. Die Aufführung war ein künstlerisches Ereignis ersten Ranges.

In der Ausstellung „Faust auf der Bühne“, der großen Schöpfung des Privatdozenten Dr. Rieken und seines Mitarbeiters Dr. Börges vom Theaterwissenschaftlichen Institut der Universität Köln, ist ein Material zusammengestellt, wie es bisher noch keine Ausstellung eines einzelnen Bühnenwertes gezeigt hat. Ein interessantes Bild deutscher Kultur- und Theatergeschichte ist hier entstanden. In der ersten Abteilung ist das Volksbuch „Doktor Faust“ vom Anfang des 17. bis Anfang des 19. Jahrhunderts vertreten.

Die Lessing-Feier der Volksbühne.

Die Lessingfeier der Volksbühne begann mit Musik. Ein japanisches Quartett wurde gespielt. Die Töne klangen und jubelten. Das Gewirr der Melodie löste sich so sinnlos auf wie ein Lessing'sches Epigramm. Dann sprach Ministerialrat Grimme zu der Volksbühnenjugend über Lessing, der tapere Mann, Lessing, der fleißige Ausklopper verstaubter Verurden, Lessing, ungedruckt vor staatlichem Absolutismus, Lessing gegenwärtig in jeder wertvollen Aktualität seiner Zeit und unanachronistisch, wenn die Unbedeutendheit und Ausgelassenheit des Gedankens beseitigt werden sollte. Es war eine herzliche Rede, der man viele Hörer, auch aus den Kreisen der Schulmeister, gewünscht hätte. Denn hier wurde der selbige Mann nicht eingeführt, sondern von neuem mit Speereien gefolgt, daß der Duft seines Geistes uns wohlgefällig erquickte.

Ernst Ginsberg las aus Lessings Werken vor: Biographisches, moralisch Zugespihtes. Es wurde der einsame Mann gezeigt, der in Gehaltenheit die großen Schmerzen und Enttäuschungen seiner Existenz erlitt. Schließlich spielte man „Die Juden“ von Lessing, geschrieben 1749, inszeniert von Günther Start. Es ist das Stück, das den „Nathan“ irgendwie vordereitet. Es ist das Stück des zwanzigjährigen Weltreisenden, der nicht dulden will, daß eine Nation oder eine Rasse verfolgt werde, nur weil sie nicht zur traditionellen Religion gehört. Es ist ein frühliches Stück. Es wird darin geliebt und leichtfertig geschmäht. Die Kammerjungen und die Lohndiener reden eine muntere, gar nicht demütige Sprache. Langweilig, gepreßt und gefaltet reden eigentlich nur die hohen Herrschaften. Und in diese kurze Welt wird der noble Reisende verschlagen, dem es vergönnt ist, einen noch nobleren christlichen Gutsbesitzer aus den Räuberrollen zweier Spitzhuden herauszuholen. Sind die Stroche richtige oder verkappte jüdische Begehrer? Große Frage: Rein, sie sind nur jüdisch mastierte, gut christlich getaufte Phrasenräuber, und wer sie entlarvt, das ist der tapere, tugendhafte, für die Hand der edlen Baronin christlichen Gebüles durchaus geeignete Jude. Das schrieb nun der zwanzigjährige Lessing, als er gut gekannt war, trotzdem er nicht viel zu fressen hatte. Er stellte sich, kaum daß sein Kopf ordentlich zwischen den Schultern saß, sofort auf die Seite der Verdächtigten. Seine ersten literarischen Arbeiten waren „Reitungen“ verkannter Talente. Seine erste moralische Arbeit war die Rettung einer verkannten Tugend.

Die Feier der Berliner Lessing-Hochschule.

Die Reihe der aus Anlaß des 200. Geburtstages Lessings in Berlin geplanten Feiern wurde am Sonntag mittig mit einem von der Lessinghochschule im Plenarsaal des Reichstagsgebäudes veranstalteten Festakt eröffnet, an dem der Reichsamt Dr. Redlob, der Vertreter der Regierung, der städtischen Behörden, der Hochschulen, der Akademie der Künste, der Literatur, Wissenschaft und zahlreiche Freunde und Verehrer Lessings teilnahmen. Professor Friedrich Gundolf von der Universität Heidelberg hielt den Festvortrag, in dem er ein großangelegtes Lebensbild des Dichters, Kritikers und Kämpfers Gotthold Ephraim Lessing entwarf. Lessing habe aus der überlegenen Freude des echten Streiters gestritten und das Schauen und Sinnen selbst zur Fehde gemacht. Er habe gegen die Vorurteile, Dogmen, die religiösen Kengste und alle Phantasiegegnel getämpft, er habe die Aufklärung als einen Akt des Sehens, Denkens und Erkennens genommen, und für zwei große Ideale, für Freiheit und Wahrheit, verleihe er in Deutschland der Freiheitsheld, den man auch heute noch brauche.

Die Berliner Bauausstellung erst 1931. Der Eröffnungstermin der Berliner Bauausstellung ist auf Wunsch der Bauwirtschaft bis zum Frühjahr 1931 verschoben worden.

Theaterzeitel aller Jahrhunderte zeigen die Eroberung der Bühne durch den Faust. An den historischen Faust erinnern Geräte, die an Heranziehen und mittelalterliche Alchemie erinnern. Das Puppenstück Faust findet seine Verkörperung in den Faust- und Mephistopuppen. Lichtbilder nach den Faustgemälden Prof. Raempfers, Landschaft- und Architekturbilder der Fausttage, Zeichnungen an Fauststätten, seltene Dr. Faust darstellende Stiche aus dem 16. bis 18. Jahrhundert, zwei alte niederländische Gemälde von Thomas Wigt, die ein alchemistisches Atelier und die Hergänge darstellen, viele an Faust erinnernde Harzmokoe künden von der Bergangenheit (senischer Gestaltung des Faust. Ein ganzer Raum ist der Klingemannschen Aufführung in Braunschweig gewidmet — der Uraufführung vor 100 Jahren. Theaterzettel, Regiebuch, Bildnisse, Szenenbilder, Originalbriefe von Goethe, Fetter, Liek und anderen sind vertreten. Mit Ergriffenheit und Andacht betrachten wir das aufgeschlagene Faustmanuskript mit der Handschrift Goethes. Das Goethe- und Schillerarchiv in Weimar stellte in dankenswerter Weise manchen kostbaren Schatz zur Verfügung, so die Originalzeichnungen Goethes vom Jahre 1810. In weiteren Räumen befinden sich Szenenbilder, Modellbühnen von den Aufführungen in Deutschland. Prachtvolle ersten Ranges sind die großen Modelldekorationen der Walspurgnacht zu Wilbrands Wiener Faustinszenierung (1883), Postars in München (1875), Grubers in Breslau (1876). Besonders Aufmerksamkeit verdienen die Bühnenmodelle, so des Harzer Bergtheaters und des Marktspiels in Bernigerode, des Uraufs in Heidelberger Schloße. Faust auf dem Kriegstheater, Corinth Faustgestaltung, Wander- und Schattenbühne, Musik zum Faust, Faust als Oper und in der bildenden Kunst künden von der Mannigfaltigkeit der Ausstellung. Den Faust der Zukunft, die Idee der geistigen Neugestaltung zeigen die Faustpläne von Adolphe Appia, die Bühnenentwürfe der Düsseldorf Akademie, die Pläne Boezigs für die Inszenierung im Berliner Großen Schauspielhaus. England und Frankreich wie auch Rußland haben wertvolles Material geliefert. Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft metzeiren in der künstlerischen Gestaltung des Faustproblems.

Die Ausstellung gibt ein großes Bild deutscher Kultur- und Theatergeschichte und hat internationale Bedeutung.

S. Leonard.

Die Wolfenbütteler Lessing-Ausstellung.

Sonntag nachmittag wurde hier die zweite Ausstellung des Goethe-Lessing-Jahres, „Lessing und seine Zeit“, in der Halle der Bibliotheca Augusta, an der Lessing lange Jahre wirkte, eröffnet. Zwischen Lorbeer und flackernden Kerzen war die Totenmaske Lessings aufgestellt. Nach einem Orgelvortrag begrüßte Bürgermeister Eysler die Versammlung im Namen der Lessing-Stadt Wolfenbüttel. Es folgte eine Befichtigung der Ausstellung, die ein lebendiges Bild von Lessings Leben und Wirken gibt, unter besonderer Berücksichtigung seiner Bibliothekarbeit in Wolfenbüttel.

Ein Wohltäter der Blinden.

Professor Siler gestorben.

Der berühmte Berliner Augenarzt, Professor Siler, ist Sonntagnachmittag 2 Uhr gestorben. Ein Herzleiden hatte ihn monatelang ans Bett gefesselt. Siler besaß einen Welt Ruf als Augenarzt und unterließ lange Jahre hindurch die größte operative Augenpraxis in Berlin.

Bis zum Kriege 1914 war Siler als Augenarzt schon weltberühmt, besonders durch seine Operationen, so daß aus allen Ländern Patienten zu ihm kamen. Ebenso strömten von allen Seiten die jungen Studenten der Augenheilkunde zu ihm, und die Zahl seiner Assistenten wuchs mit jedem Jahre. Als der Krieg ausbrach, richtete Siler in seiner Klinik für die ihm von der Militärbehörde eingeleiteten Kriegskranken eine besondere Schule ein, die heute noch besteht und die der ganzen deutschen Blindenwelt eine neue Richtung gegeben hat, so daß fast ausschließlich Siler als der Vater der neuzeitlichen Blindenbewegung und Blindenberufsfürsorge anzusehen ist. Seiner großen Menschlichkeit und seinem wahren Mitgefühl für es zu verdanken, daß Tausende von Blinden, die noch vor dem Kriege unselbständig in den Anstalten und ihren traurigen Heimstätten lebten, jetzt als vollwertige Menschen unter den Sehenden leben und arbeiten. So hat dieser große Mann nicht nur Tausenden von Menschen ihr Augenlicht zurückgegeben, sondern auch denen, denen nicht mehr zu helfen war, ein neues befriedigendes Leben geschaffen. Die vielen Beweise der Anerkennung und Liebe der leidenden Menschheit, die er gelegentlich seines 70. Geburtstages am 20. März v. J. erhielt, sind der beste Beweis für die Größe dieses Menschenfreundes. Eine seiner schönsten Eigenschaften offenbarte er in dem Bestreben, seine Patienten stets in derselben Weise zu behandeln, ob sie reich oder arm waren, ob Fürsten oder Arbeiter.

Chaplins Carmenparodie.

Titania-Palast.

Auch das Genie schläft manchmal; von diesem Geschick ist Chaplin nicht verschont geblieben. Man hätte diesen alten Film ruhig ruhen lassen sollen, anstatt ihn nachträglich noch auszugraben. Die Parodie ist ziemlich falopp gemacht (auch die Kopie ist veraltet) und geht über die übliche amerikanische groteske Spasmacherei hinaus. Chaplin hat natürlich ein paar gute Einfälle, besonders wenn er die Fächerkunststücke im Stile Fairbanks verurteilt und das ganze Heftentum degradiert. Aber im ganzen ist sein Don José nicht viel mehr als eine Zusammenstellung seiner früheren Methoden. Nur einmal scheint er Ernst zu machen, wenn er Carmen mordet — aber er nimmt dann schmerzhaft alles zurück: es war nur Scherz, der doch nur Attrappe.

Biel wirkamer und origineller erwiefen sich in dem sonst etwas breiterotenen Variétéprogramm dieser Matinee Laubers Rationellen, die eine Variétévorstellung mit ihren Ueberatrobaten voller Lustigkeit vorführten.

Ein Lessing-Preis Hamburgs.

Die Stadt Hamburg beabsichtigt, einen Lessing-Preis zu stiften, der 15000 Mark betragen und alle drei Jahre, zum ersten Male 1930, verliehen werden soll. Als Preisträger sollen Dichter, Schriftsteller und Gelehrte in Betracht kommen, deren Werke eine Weiterbildung der deutschen Prosa bedeuten.

Kitsch über Spanien

Deutschland war lange Zeit das besiegte Land der Erde. Das war für uns kein Vergnügen, nein, gewiß nicht, aber es war eine beneidenswerte Lage im Vergleich zu dem Schicksal Spaniens. Denn hoch kann man tragen, Kitsch oder nicht. Und Kitsch wird über Spanien täglich ausgegossen wie Saucje auf Nischbeet.

Machen Sie einmal den Versuch: Nehmen Sie ein Schod biederer deutscher Bürger und fragen Sie einen jeden von ihnen, wie er sich Spanien vorstellt. So gewiß der Automat auf den Groschen mit Schokolade reagiert, so gewiß — nein, viel sicherer noch bekommen Sie auf Ihre Frage Kitsch. Der Automat verjagt Blawellen, die Kitschquelle nie.

Jeder wadere Spießer hierzulande gründet seine Kenntnis Spaniens auf dreierlei:

Carmen, die Zigaretenschachtel und das Revuegirl.

In seiner Jugend hat er einmal Bizets Oper gesehen und über Land und Leute jenseits der Pyrenäen haunend gelernt. Da gab es einen stolzen Matador und eine leidenschaftliche Schöne, herausgehende Musik und Farbenpracht. Liebe mit Gefahr und Blutvergießen, mehr kann man für zwei Mark nicht verlangen. Dann ging der Spießer hin und kaufte sich Zigarren. Beim Schachtelöffnen lächelte es ihn verführerisch an: das sinnige Keffaumbild, das wir alle kennen. Die blutvolle Sevillanerin mit den abgründigen Augen und den sinnlichen, küßelichenden Lippen. Eine Kette im Haar. Als Unterfchrift ein spanisches Wort mit zwei Fehlern darin.

Jetzt weiß der brave Deutsche so ungefähr, wie Spanien aussieht und wie es sich dort lebt. Ist er noch nicht überzeugt, so gibt ihm das Revuegirl den Rest. Unweigerlich. Mit „mantilla“ und „peineta“ bewaffnet, meistens auch noch mit sonstigen im Süden recht unbekanntem Ornat versehen, rauscht es in den Saal, zeigt Brust und Beine, und läßt die Koffaguetten schallen. Weiß Gott, eine echte Spanierin! Und wenn sie zehnmal von der Panke stammt, sie weiß die glühende Spanierin so glänzend zu mimen, daß dem starken Mann aus dem Kriegerverein, wie dem schüchternen Jüngling von der Theke die Augen übergehen. Die Phantastie spielt: „Fern im Süd das schöne Spanien...“

Aus dieser Mischung entsteht die Vorstellung unserer Zeitgenossen von den Dingen auf der iberischen Halbinsel. Die meisten träumen ihr Leben lang von dem fabelhaften Dasein dort unten, unter Palmen und Zypressen, bei ewigblauem Himmel und strahlender Sonne.

Soweit ist nichts dagegen einzuwenden. Es gibt ein Recht auf Kitsch, unzweifelhaft, zum mindesten für den Hausgebrauch. Gemeinlich für den guten Geschmack wird die Sache jedoch, wenn besogter Bürger nun auf einmal seine literarische Ader entdeckt und mit der erschütternden Erkenntnis über Spanien ausgerüstet, das arme, geduldige Land in Romanen und Novellen zu beschreiben anfängt.

Vor kurzem erst habe ich wieder so ein Ding gelesen. Uvalter, abgehandelter Kitsch, neu serviert in einer großen Berliner Abendzeitung. Blüchtemäßig sentimental-romantisch, dabei aber mit einem Stich Croit und leichtem Abschweifen ins Pilante. Die rechte Mischung! Nicht frei und gewagt, da sel Gott vor! Er scheint doch das betreffende Blatt in einem Verlag, dessen Spezialität es ist, baxes klingendes Geld in Leinwandstücke zu verwandeln, was ihm kein Jauberkünstler nachmacht. Aber etwas verhüllte Unanständigkeit, so einen Einschluß preileitender Dösjität braucht der ehrbare Bürger zum Abendbrot, und dafür ist der Kitsch da.

Anhaltlich war es etwa folgendes: Der Verfasser, der den Schmarren als Eigenlebensbericht, hat auf einem einsamen Platz in Barcelona ein romantisches Zusammentreffen mit einer mystischen Schönen. Ein reiz- und geheimnisvolles Weib von fagenartiger Geschmeidigkeit, dazu in Knabenracht und mit sonstigen mir nicht mehr erinnerlichen Attributen versehen. Folgt die obligate Liebeszene und nach fünf Minuten bietet die Schöne dem Spanierkfinden ihre sämtlichen Reize an. Natürlich gegen ein kleines Entgelt. O, nicht etwa klingende Münze, wie kann man nur so profaisch denken!, nein, der zu Beglückende soll bloß einen kleinen Rord begeben, eigentlich nichts von Belang.

Nur ein bißchen Messerarbeit an einem Liebhaber der Donna.

der sich bereits schlafend im Kämmerlein — wollte sagen: im Brunkgemach — der Schönen befindet und dort offensichtlich stört. Natürlich wagt er sich der sittliche Held jetzt den Scherz noch weiter mitzumachen und schiebt hinaus in die Nacht. Trotz all der bestrickenden Reize der knobenhaften Verführerin. So ungefähr war es: ich garantiere jedoch nicht für Vollständigkeit. Ehe ich das Ding zu Ende gelesen hatte wurde mir fahleht, doch glaube ich mich zu entsinnen, daß die Schöne ihr Ziel doch erreichte. Sie engagierte eben einen anderen, fürs selbe Entgelt. Und der war nicht so moralisch wie der Schriftsteller von dem hochfittlichen Verlag.

Warum muß bloß immer Spanien für solchen Unsinn herhalten? Es ist wirklich eigenartig, aber so ziemlich jeder Deutsche glaubt, er brauche nur nach Madrid oder Sevilla zu gehen, und gleich würde ihm eine herausgehende Schöne unter heischem Liebesstammeln um den Hals fallen.

Wenn diese Leute nur wüßten, wie profaisch, wie trocken, wie bittere Nüchtern Spanien in Wirklichkeit ist. Ich glaube, daß es heute nicht viele Länder in Europa gibt, in denen so wenig Romantik anzutreffen ist, wie gerade da unten im diktatorischen Süden. Nirgends sind die Frauen unfreier, unterworfenener, nirgends sieht die Liebe so nah ans Straßengeschehen gebaut. Ich weiß, daß man den Spaniern häufig unrecht tut. Sie leisten wohl mehr in Kunst, Literatur, auch vielleicht in der Wissenschaft, als die Weltmeinung im allgemeinen von ihnen annimmt. Aber Romantik gibt es dort unten nicht, so wenig wie persönliche Freiheit. Die sprichwörtlich schöne Spanierin, die es zwar wirklich gibt, benimmt sich aber nur in der Phantasie deutscher und anderer Biedermänner so, wie wir es in der Reuue oder Oper hierzulande zu sehen bekommen. In Wirklichkeit lebt sie, noch in starker Anlehnung an die arabische Tradition, sehr zurückgezogen.

fast abgeschlossen von der Welt.

Selbst in den großen Städten der pyrenäischen Halbinsel ist es noch heute eine Seltene, daß ein „anständiges“ Mädchen sich ohne den Schutz einer würdigen Matrone auf die Straße begibt, und tut sie es einmal doch, so kann das leicht ihren Ruf ruinieren. Welche dem Mädchen, das dort nicht für vollkommen unbescholten gilt! Selbst ein heimlicher Ruf, von irgendeinem Uebelwollenden festgesetzt, kann für das betreffende Mädchen den Abschied von jeder Heiratschance bedeuten. Nur in den Arbeiterkreisen genießen die Frauen durch den Zwang der Beschäftigung etwas größere Freiheit, aber, wie

ihre Stellung in einem Lande der Diktatur und Willkür gegenüber den Arbeitgebern ist, davon kann man sich nur zu leicht ein Bild machen. Wenn der brave Spießer bei uns meint, Spanien sei das Land der Liebe und der Küße, so irrt er eben sehr. Jeder Fremde, der längere Zeit dort unten war, weiß, daß noch heute in den Kreisen, die auf ihren „Ruf“ halten, ein Mädchen es nicht wagen darf, sich vor der Ehe einen Ruf geben zu lassen, will sie nicht alles riskieren — auch von ihrem eigenen Bräutigam nicht! In den meisten Fällen sind es auch heute noch die Eltern oder Tanten, die die Heiraten austüfteln, und die jungen Leute haben einfach ja zu sagen. Wie sollte es auch anders sein, da der junge Mann ja kaum Gelegenheit hat, die von ihm selbst Erwählte ungefähr zu sprechen, geschweige denn einen Augenblick mit ihr allein zu sein. Wie dann die meisten Ehen aussehen, kann man sich vorstellen. Eine Scheidung gibt es in dem pseudo-katholischen Land natürlich nicht. Der Mann wird seiner jungen Gattin meist nach kurzer Zeit überdrüssig und verbringt sein Leben von da ab in der Gesellschaft käuflicher Damen, deren Anzahl in Spanien ganz besonders hoch ist, da die sozialen Verhältnisse, die schnell verlorene Achtung der Prostitution täglich ungezählte Opfer zuführen. Die Frau aber kommt meistens bald den Strich unter ihr irdisches Glückstreben sehen. „Seitenprünge“ zu machen, wagt sie nur äußerst selten, denn damit seht sie sich schuldig dem Schlimmsten aus. Was bleibt ihr daher anders übrig, als den unfreiwilligen Verzicht auf die Freuden dieses Dammertales zu leisten und sich dem Pflarr in die reitende Arme zu stürzen? Nach dem einzigen Erlebnis ihres Lebens — nämlich der von den Verwandten zumangeführten Heirat — bleibt ihr keine weitere Aussicht auf Daseinsgenuß, da kann nur noch die Religion mit ihren Heilslehren trösten. So verläßt sich mit jedem Opfer der Enttäuschung die Schar der Gottesknechte, dadurch wächst natürlich auch wieder die Macht des Klerus und der Reaktion, und nun kann das Spiel wieder von neuem beginnen.

So sieht Spanien in Wirklichkeit aus — nicht, wie wir es in der Oper, Reuue oder auf der Zigaretenschachtel sehen. J. J.

Die Stromstärke des Blitzes

Der Blitz ist wegen seiner Gewalt, wegen der kurzen Dauer und der Willkürlichkeit seines Auftretens elektrischen Messungen nur schwer zugänglich. Man hatte sich daher mit Schätzungen begnügt, bis die Hochspannungstechnik, deren Aufgabe es ist, die ganze Welt mit elektrischer Energie zu versorgen, erste Bemühungen um die Erforschung der Gewitter forderte, die ihr in den weitverzweigten Hochspannungsteilungen mancherlei Unheil anrichteten. Man errichtete Gewitterstationen und begann, die Blitze mit den modernsten Meßeinrichtungen zu erforschen.

Nun ist es allerdings nicht gerade einfach, den Blitz selber, besonders also seine Stromstärke zu messen, denn dazu muß man ihn erst einmal haben! Man muß, wenn man des Erfolges sicher sein will, viele Blitzableiter gleichzeitig benutzen. Da man aber nicht Hunderte von Beobachtern aufstellen kann, so muß ein Meßgerät verwendet werden, das keiner Wartung bedarf, sondern den Blitz auszeichnet, also keine Wirkung irgendeiner Festhält. Außerdem muß das Meßgerät unempfindlich sein gegen etwaige zerstörende Wirkungen des Blitzes; es darf ferner den Blitzausstoß, den der Ableiter bietet, nicht beeinträchtigen, und endlich muß es billig sein, weil es in großer Zahl verteilt werden soll.

Ein solches Gerät ist gefunden worden. Sein wesentlicher Bestandteil ist ein Stahlstäbchen. Sobald der Blitz in den Ableiter schlägt, und der elektrische Strom hindurchfährt, magnetisiert er das Stahlstäbchen. Es wird herausgenommen, seine Magnetisierung im Laboratorium gemessen und daraus die Stromstärke des Blitzausstoßes berechnet. Vor gar nicht langer Zeit hat man 400 solcher Geräte, über ganz Deutschland verteilt, in 400 Blitzableitern untergebracht. Im Juli kam der erste Erfolg, das erste vom Blitz magnetisierte Stäbchen. Die Untersuchung ergab eine Stromstärke von 10 000 Ampere, die etwa dem Gesamtstrom von 50 000 gleichzeitig brennenden elektrischen Glühlampen entspricht. Dieser Strom würde, wenn er in dem Blitzauleiter eine Minute anhält, soviel Wärme entwickeln wie etwa 30 Zentner Kohle und natürlich sämtliche Drahtleitungen und Gestänge zerstören. Glücklicherweise zählt die Dauer des Blitzes bloß nach Bruchteilen von Sekunden, so daß die Wärmewirkung nur verhältnismäßig wenig zur Geltung kommt.

Die Dynastie des schwarzen Georg

Alexander, König der Serben, Kroaten und Slowenen, hat vom Belgrader Konal aus die Diktatur verkündet. Vielleicht hat er, als er die letzten Entschlüsse faßte, hinübergeschaut in das Nachbarland Italien, wo sein Onkel Viktor Emanuel von Savoyen nur noch zum Schein regiert, während Benito Mussolini die wirkliche Macht in der Hand hat. Besser, selbst Diktator spielen, als von einem anderen als Popanz geduldet sein!

Der jugoslawische Alexander treibt ein gefährliches Spiel. Das Haus Karadjordjewitsch, dem er entstammt, ist nicht so eng verbunden namentlich mit den Teilen Groß-Serbiens, die durch die Verträge von Bukarest 1913 und Saint-Germain, Trianon und Neuilly 1919 zu Belgrad fielen, als daß ein Experiment, wie es der König wagt, nicht auch für den Bestand seines Hauses zum mindesten bedenklich scheinen müßte.

Vor dem Kriege wurde das Belgrader Königshaus an den europäischen Höfen im allgemeinen absolut nicht für voll angesehen. Man erinnert sich des trüchtigen Wortes in Zeitungen und Blättern von den „Hammeldieben“ auf dem Balkan und der Randnotiz, die unser Wilhelm im Juli 1914 bei einem Bericht des deutschen Botschafters v. Tschirsky aus Wien anbrachte: „Königsmörder!“ Der Ahnherr Alexanders, Georg Petrowitsch, Karadjordje, der „Schwarze Georg“ genannt, hatte als früherer österreichischer Feldwebel im serbischen Freiheitskrieg, den uns Leopold Ranke in einem Meisterwerk der Geschichtsschreibung hinterließ, die serbischen Truppen kommandiert, die Belgrad eroberten und die Türken aus Serbien vertrieben. 1813, als die Habsburger, die Romanows und die Hohenzollern mit dem Kampf gegen Napoleon beschäftigt waren, gelang es dem Sultan, Serbien erneut durch Waffengewalt zu unterwerfen. Der schwarze Georg flüchtete, als seine Truppen überoll geschlagen wurden, nach Semlin und wurde von den Oesterreichern interniert. Als er 1815 nach dem glücklichen Aufstand des Milosch Obrenowitsch nach Serbien zurückkehrte, wurde er im Sommer 1817 durch die Schergen seines Nebenbuhlers Milosch ermordet. Im autonomen, doch der hohen Pforte tributären Fürstentum Serbien regierten die Obrenowitsche mit Willkür und Ungerechtigkeiten wie türkische Pashas. 1842 wurde die unfähige Dynastie gestürzt und Georgs Sohn, Alexander Karadjordjewitsch, ein reaktionärer Metternidjaner vom reinsten Wasser, war zum Fürsten erwählt. Nach 16jähriger Mißwirtschaft jagte man ihn außer Landes, um den fast 80jährigen Milosch Obrenowitsch wieder zurückzurufen. Sein Sohn, der fähige Michael, wurde 1868 im Park von Topcschider ermordet, und schwerer Verdacht, die Skuttat veranlaßt zu haben, lastete auf Alexander Karadjordjewitsch, dem ehemaligen Fürsten, den die Verschwörer wieder auf den Thron hätten bringen wollen.

Wien, der Reffe des ermordeten Obrenowitsch, folgte. Er proklamierte nach dem vorletzten russischen Türkentriege Serbien 1882 zum Königreich, wurde aber nirgends in Europa sehr ernst genommen, machte fürchterliche Schulden und regierte auf seine Weise, bis er dieser Tätigkeit überdrüssig war und zugunsten seines Sohnes, des 12jährigen Alexanders, abdankte. Der kleine König brachte die Dynastie Obrenowitsch vollkommen in Mißkredit, als er die verwitwete Draga Maschin ehelichte und zur Königin machte. Man erinnert sich der schauerlichen Mordnacht im Jahre 1903, als Offiziere der Belgrader Garnison in den Konal einbrangen, die Anhänger des Königs niedermachten und den letzten Obrenowitsch und seine Frau abschlugen, um sie aus den Fenstern hinaus auf den Schloßplatz zu werfen. Zwei Tage später war Peter Karadjordjewitsch König von Serbien, und jene geheimnisvollen Vorgänge in Belgrad vom Juni 1903 veranlaßten Wilhelm, die Randnotiz „Königsmörder“ in dem Wiener Aktenstück zu machen.

Peter hatte es schwer. Niemand aus der königlichen und kaiserlichen Kollegenschaft wollte etwas von ihm wissen. Wie Wilhelm, Edward, Alfons und Konstantin in den Hauptstädten Beluche mochten, — das konnte er nicht, denn keiner, selbst der Peters-

burger Nikolaus nicht, empfing den etwas anrühigen König gerne. Von seinen zwei Söhnen, die ihm Zorka, eine Tochter des montenegrinischen Nikita, Schwester der italienischen Königin und der Großfürstinnen Nikolaus und Peter von Rußland, geboren hatte, taugte der älteste absolut nichts. Er machte nur Unfug, hatte eine etwas lockere Reittpeisise, wurde zeitweise in den Tralkastan gesperrt und mußte auf seine Erbanprüche verzichten. Als Peter vertribdelt, wurde sein zweiter Sohn Alexander Regent und erlebte als Oberbefehlshaber den Zusammenbruch nach dem Bormarisch der deutsch-österreichisch-bulgariischen Truppen unter Rodensen und die Genügung von 1918, die Gründung des S.S.-Staates, den Triumph Groß-Serbiens von 1919. Heute ist Alexander sogar hoch- und besuchsfähig. Seine Dynastie ist schon dadurch nicht mehr so verrent, wie vor dem Weltkrieg, weil er in eine der ältesten europäischen Fürstenfamilien hinein heiratete. Diese Familie ist in Deutschland nicht ganz unbekannt, sie nennt sich Hohenzollern. Königin von Jugoslawien ist Maria von Rumänien, die Tochter Ferdinands von Hohenzollern. Sie ist das Kind jenes Angahdrigen der Rebenlinie unseres verstorbenen Herrscherhauses, der die Taktlosigkeit besaß, in Straßburg die Befreiung der elsässischen Zentrale vom deutschen Joche als alliierter König von Rumänien und geborener Hohenzoller in beredeten Worten zu feiern.

Ohne Zweifel ist die Dynastie Karadjordjewitsch, sieht man vom Jogu von Albanien ab, die interessanteste in ganz Europa. Durch einen Aufstand der Soldateska, die in einem Morde des regierenden Königspaares gipfelte, kam sie ans Ruder. Jetzt beruft sie sich auf das Militär, um die Verfassung zu zerreißen und Diktatur zu spielen.

Unwillkürlich variiert man einen Berliner Schläger der Vorkriegszeit:

Alexander, Alexander,

H. D.

Wer weiß das?

Das erste Findelhaus wurde im Jahre 787 in Mailand eröffnet.

In Holland ist es Sitte, daß unverheiratete Damen stets an der rechten Seite eines Herrn, verheiratete jedoch an dessen linker Seite gehen.

Das Post- und Telegraphenamt in Bhari (Tibet) ist wahrscheinlich das höchstgelegene der Erde. Es liegt 5000 Meter über dem Meerespiegel.

Die erste Bank wurde 1171 in Venedig gegründet.

Die Musiknoten erfand der Benediktinermönch Guido von Arezzo 1022. Ob er auch, wie behauptet wird, die Harmonie und den Kontrapunkt erfunden hat, ist ungemiß.

Die Lebensdauer der einzelnen Kopfhare beträgt meistens zwei bis drei Jahre.

Man hat festgestellt, daß ein Reitfiser einmündigmal mehr zu ziehen vermag als ein Pferd, während die Biene dreifigmal mehr zieht.

Um das Jahr 1820 wurde in Frankreich das Balzerlangen mit Verweigerung der Absolution bedroht.

Den Schülern in Oldenburg war 1704 strengstens verboten, außerhalb der Schule anders als Latein zu sprechen.

1819 bestanden in Köln nachweislich 60 Fabriken von Kölnermeyer, deren Besitzer den Namen Johann Maria Farina führten.

Als die Firma verkrachte

von Nathan Asch

Uebersetzung aus dem Amerikanischen von Hermynia Zur Mühlen. Copyright by Rütten & Loening, Frankfurt a. M.

(1. Fortsetzung.)

„Auch Harry Widener?“ fragte Charlie.
Sie wurde steif und erwiderte:
„Kummer dich um deine eigenen Angelegenheiten.“
Damit ging sie zu ihrem Schreibtisch zurück.

Sie begann den vom Herrn Glimmer diktierten Brief abzuschreiben. Tippen ist anders als stenographieren; nun konnte sie nachdenken, ihre Augen erteilten unbewußt ihren Fingern die Befehle.

„Etwas weiß ich,“ sagte sie fast laut. „Wenn Harry Widener mich haben wollte, ich ginge mit ihm, einerlei, ob er tausendmal verheiratet ist.“ Sie erschrak und sah sich um, ob jemand zuhörte. Dann sprach sie ganz laut:

„Ja, das täte ich.“
Das Telefon klingelte. Noch immer vor sich hin sprechend: „Ich täte es,“ trat sie an den Apparat. Eine vertraute schwermütige Stimme klang an ihr Ohr.

„Bist du's, Gerty?“
Jim. Wie langweilig. Was will er denn?
„Ich habe es eben erfahren,“ sagte er. „Was wirst du tun?“
Sie schweig. Berglich Harry Widener mit Jim Denby. Er hat schönere Augen, eine bessere Gestalt, ist viel netter. Er . . . er ist viel netter.

„Gerty“ hörte sie im Telefon.
„Was?“

„Ich komme heute abend. Hab dir was zu sagen.“
Käme er doch nicht; sie konnte ihn heute abend wirklich nicht brauchen. Auch sein Haar ist viel hübscher, glatt und fein, nicht gekräuselt. Und bestimmt sieht er nicht so töricht aus, wenn er ein Mädchen küßt.

„Ich bin müde, Jim,“ entgegnete sie.
Und sie dachte: wenn er mich für heute abend aufforderte, so würde er anders sprechen, etwas anderes sagen.

„Gut, Gerty, ich werde nur ganz kurz bleiben.“
Sie hängte ab. Was will er denn von ihr? Nun kommt er heute abend wieder, wird sie quälen. Wird sie ihn heiraten? Er hat zweitausend erspart. Im Bronx leben. Zwei Zimmer und eine Küche. Das Klosett auf der Treppe. In der Waschküchlel haben. Das ist nichts für sie.

Fräulein James, die Telephonistin, kam. Die Mädchen begannen zu reden. Fräulein James sagte Gerty, wo sie eine Stelle finden könnte.

„Er hat es mir gestern gesagt, eine Theateragentur. Zweihundzwanzig Dollar die Woche, und man wird nicht zu Tode geheißt wie hier in der Street.“

Eine Theateragentur. Vielleicht könnte sie zur Bühne gehen. Schon in der Schule hat sie gut Theater gespielt. Und Jim hat sie ein paarmal ins Theater mitgenommen. Es ist keine Hezerei. Man braucht nur Protektion.

Und dann — Harry Widener. Wäre sie Schauspielerin, so wäre alles in Ordnung. Schauspielerinnen können sich so was leisten, man liest es doch immer wieder in der Zeitung.

„Ich weiß nicht,“ erwiderte sie Fräulein James. „Es ist für ein Mädchen doch recht gemagt, in einer Theateragentur zu arbeiten. Der Chef wird so mancherlei verlangen.“

„Was liegt daran? Zweiundzwanzig die Woche. Ich bin für Geld.“

Der Nachmittag schlich dahin. Um vier kam Zukor in Gertrudes Zelle und diktierte ihr die Mitteilung, daß wegen Liquidierung der Firma das Bureau geschlossen würde.

Gertrude schrieb, ohne auch nur ein Wort zu erfassen. Die Firma interessierte sie nicht mehr. Sie geht, und schon jetzt ist das Bureau eine vergessene Bergangenheit. Hätte das Verkrachen der Firma nicht gleichzeitig die Trennung von Harry Widener bedeutet, sie würde den Bankerott überhaupt nicht zur Kenntnis genommen haben. In den wenigen Monaten, in denen sie für Glimmer und Read gearbeitet hatte, war der jüngere Kompagnon gewissermaßen zu einem Teil ihrer selbst geworden. Freilich wußte sie, daß im Bureau zwischen ihnen eine Schlucht klaffte, eine unüberbrückbare Schlucht: der Unterschied zwischen Chef und Angestellten. Jeder hatte seine eigenen Rechte, die berücksichtigt werden mußten. Und wenngleich Gertrude bisweilen den Wunsch empfand, daß der jüngere Kompagnon den Unterschied fortsetze, so wußte sie dennoch, daß er hätte er getan, nicht mehr Harry Widener und auch sie nicht mehr Gerty Donovan gewesen wäre. Obschon sie einander körperlich näher kämen, würde dennoch ihr Geist einander entfremdet werden. Jetzt hingegen waren sie einander im Geiste nahe, sie wußte, daß er sie beachtete, sie mit stauenden Augen betrachtete, wußte, daß jede Begegnung ihrer Blicke eine geistige Vereinigung war. Und diese süßliche Vereinigung hatte sie beirrebt, ja, sogar beglückt.

Er war für sie zum Idealmenschen geworden. An ihm maß sie alle ihre Bekannten. Jim Denby war ihr immer recht gewesen. Sie kannte ihn lange, so lange, daß der Anfang ihrer Bekanntschaft schon völlig vergessen war. Es hatte ihr natürlich geschienen, daß sie ihn eines Tages heiraten würde. Auch die Mutter hatte sie in diesem Vorhaben bestärkt, und alle anderen Bekannten. Sie muß ja einen Mann bekommen.

Als sie jedoch Harry Widener kennen lernte, begann sie zu zweifeln. Sie schien zu erkennen, daß er einem höheren Typus angehörte als ihr künftiger Mann. Und wenngleich sie seine Verfeinerung nicht bestimern, ja nicht einmal völlig erfassen konnte, wußte sie dennoch, daß sie da war.

Sie bemerkte auch, daß bei jedem Vergleich mit Widener Jim den Kürzeren zog.

Vielleicht wäre sie trotzdem mit Jim zufrieden gewesen, hätte sie den anderen auch weiterhin sehen dürfen. In seiner Nähe sein. War sie mit dem jüngeren Kompagnon zusammen, so fühlte sie sich reiner, verfeinerter, in einer höheren Welt. Sie sah ihn selten. Er kam nicht oft ins Bureau, verbrachte die Zeit in seinem Klub, von wo aus er neue Kunden fandte. Bisweilen jedoch erschlen er, und sie wußte, daß er kommen werde. Das genügte ihr. Er war ein kostbares Raufsgeld, dessen sie nur selten bedurfte, ohne das sie aber nicht leben konnte.

Und nun war alles aus. Harry Widener existierte für sie nicht mehr. Sie muß heimgehen und bei Jim Denby bleiben. Sie ist für feinsinnig geschaffen. Für Männer mit warmen feuchten Hand-

flächen, mit warmen feuchten Gesichtern und warmen feuchten Blicken.

Für Männer, die nicht nehmen, sondern betteln.

Für sechzig Dollar die Woche, das Heim eines Buchhalters, die Kinder eines Buchhalters und das Leben eines Buchhalters.

Teufel!

Zerstört wusch sie die Schreibmaschine ab und wollte eben den Deckel darüber tun, als ihr einfiel, daß es ja einerlei war. Sie ließ den Deckel liegen, wo er tagsüber immer lag, unter dem Schreibtisch. Dann wandte sie sich der Wand zu, wo an einem Haken ihr Mantel und ihr Hut hingen. Nein, sie wird nicht ins Bureau der Angestellten gehen und sich verabschieden. Sie will nicht. Aber vielleicht trifft sie dort Harry Widener. Sie ging ins Bureau.

Staumend bemerkte sie, daß im Bureau alles beim alten war. Nichts hatte sich geändert. Man könnte morgen herkommen und von neuem mit der Arbeit beginnen. Vielleicht ist das ganze eine Lüge. Oder ein Scherz. Es gibt keinen Bankerott. Alles wird weitergehen, wie zuvor. Und sie wird auch Harry Widener wiedersehen. Etwas schrie ihr ins Ohr: Harry Widener, Harry Widener, Harry Widener. Schon von der Tür aus sah sie ihn. Er sah rauchend am Schreibtisch und las die Zeitung. Der blaue Rauch kräufelte sich um seine manikürten Fingernägel.

Wenn sie jetzt zu ihm läuft und . . . was dann? Ihn küßt, selbstverständlich, ihm sagt, daß sie ihn will, daß er mit ihr tun kann, was ihm gefällt. Er kann auf sie treten, sie ansprechen. Rasch, sonst ist es zu spät. Rasch. Rasch.

Er blickt auf, er sieht sie an.

„Nun ist wohl alles vorbei, Fräulein Donovan,“ sagte er lächelnd.

„So, Herr Widener.“

„Es ist wirklich zu arg,“ meinte er und vertiefte sich abermals in die Zeitung.

Mit zitternden Knien ging sie an ihm vorüber. Es war zu spät, zu spät, zu spät. Was soll sie tun?

Vor Herrn Zukors Tisch stand eine kleine Gruppe. Herr Zukor zahlte aus. Er war blaß und müde. Rief sie:

„Fräulein Donovan, Ihr Gehalt.“

Sie trat vor, nahm das Geld und unterschrieb die Empfangsbestätigung. Zu spät.

Sie fuhr mit völlig leerem Kopf heim, las nicht einmal die Zeitung, die sie automatisch zusammen mit dem Bilet gefaßt hatte. Jemand hat ihr seinen Platz an, sie dankte nicht einmal, setzte sich zerstreut, zog die Handschuhe an, sah unbeweglich.

Menschen pufften sie, preßten sich gegen ihre Knie, traten ihr auf die Füße, sie merkte nichts. Sie konnte nichts tun. Alles war aus. Das Gröbeln lag ihr nicht.

Sie stieg aus, schritt die Straße entlang und bog bei der Kolonialwarenhandlung um die Ecke. Das war ihre Umgebung, hier war sie geboren und aufgezogen worden. Hier war das Lakewood-Kino, wo sie als kleines Mädchen auf jemanden gewartet hatte, der sie mitnehmen würde, weil Kindern der Eintritt nur in Begleitung von Erwachsenen gestattet war.

Später, als sie die Mittelschule besuchte, ging sie jeden Abend mit einem Knaben ins Kino, sie saßen nebeneinander, knutschten und küßten sich, der Knabe veruchte, ihre noch unentwickelten Brüste zu berühren, sie wehrte es ihm zuerst, gab dann widerstrebend nach. In den Ecken, fern dem blauen Licht, saßen viele solcher Paare, kümmerten sie nicht um die Leinwand, schmiegten sich aneinander.

Und hier Gunns Konditorei, mit dem verlockenden Schaufenster und dem kleinen Hinterzimmer mit Tischen. Nach dem Kino kam sie mit den Freunden her, sie überließen sich an Speiseeis, bestellten die phantastischsten Mischungen, bis sie vor lauter Süßigkeiten einen säuerlichen Geschmack im Munde verspürten.

Nun kam sie an der „dunklen Ecke“ vorbei, wo sich Harrigans Metallwarenhandlung befand. Hier war er am finstersten in der ganzen Nachbarschaft und hierher wurde sie, nach dem Kino und der Konditorei, von ihrem Gefährten gezogen. Sie standen im Schatten zweier Glasfronten, hielten einander in den Armen, suchten nach etwas, das sie nicht recht begriffen, bis sie, erschrocken über die späte Stunde, sich losriß und heimließ.

Und hier, knapp vor ihrer Wohnung, war die Borough-News-Druckerei, und im oberen Stockwerk die Lakewood-Handelschule, die sie nach der Mittelschule besucht hatte. Hier hatte sie Stenographie, Tippen und etwas Buchhaltung gelernt. Fast alle ihre Bekannten hatten diese Schule besucht, die für sie die erste Stufe zur Geschäftswelt gewesen war.

Die Mutter war in der Küche; während Gerty den Mantel auszog, fragte sie sich, wann sie ihr die Nachricht beibringen sollte. Vor dem Essen, oder nach dem Essen? Es wäre so gut, den peinlichen Augenblick hinter sich zu haben, andererseits würde es das Essen verderben — vielleicht würde es dann überhaupt kein Essen geben. Gerty war nicht hungrig, aber sie fühlte, daß alles, sogar das Essen, erträglicher wäre, als den Jammer der Mutter anzuhören.

Sie ging ins Speisezimmer, nahm die Decke ab und legte das Tisch Tuch auf. Dann begann sie mechanisch den Tisch zu decken.

Die Mutter kam, diß, zufrieden, eine weiße Schürze umgebunden.

„Da bist du, Gerty. Jim war vor einer Weile hier. Er kommt nach dem Essen wieder.“

Gerty gab keine Antwort. Sie stellte das Salzfaß auf den Tisch, legte die Gabeln und Messer, die einzig wertvollen Gegenstände im ganzen Hause, auf. Sie stammten von den Großeltern und waren echt Silber.

„Stell dir vor,“ sprach die Mutter weiter, „die Butter kostet jetzt sechzig Cent das Pfund. Und das Duzend Eier einen Dollar. Ich habe Strinelli ordentlich die Reinigung gefaßt. Frau Brown behauptet, daß er den Keller voller Eier hat und sie zurückhält, bis die Preise noch mehr steigen. Er will auf unsere Kosten reich werden. Einen Dollar das Duzend Eier. Das ist doch unglaublich.“

(Fortsetzung folgt.)

WAS DER TAG BRINGT.

Europas größter Postbezirk.

Der größte Postbezirk Europas ist der Distrikt von Gellivare im schwedischen Lappland. Er umfaßt ein Gebiet von 50 899 Quadratkilometer. Der Leiter dieses ungeheuren Bezirkes ist der Postmeister Behjorn. Der neulich einigen Journalisten von den Leiden und Freuden seines Berufs erzählt hat. Zu seinem Postamt in Gellivare gehören 30 kleinere Postagenturen, die über den ganzen Bezirk verstreut sind. Die Arbeit ist allerdings nicht so groß, wie es die Ausdehnung des Bezirkes vermuten lassen könnte. Von Gellivare werden insgesamt 110 000 Menschen postalisch versorgt.

Der Amtsschimmel vor der Postkutsche.

Der Bezirk Solingen umfaßt die fünf politischen Gemeinden Solingen, Höhscheid, Bald, Gräfrath und Ohligs. Diese fünf politischen Gemeinden gehören jedoch zu 14 (vierzehn) Postorten, und zwar zu Foche, Gräfrath, Haan, Hilden, Auf der Höhe, Höhscheid, Kohlfurter Brücke, Landwehr, Merscheid, Ohligs, Solingen, Wald, Weyer und Widdert. Zwischen diesen Postorten muß das Fernporto gezahlt werden, obwohl bis zu sieben Postorten die Postbestellung in einer politischen Gemeinde innehaben. Die Briefzustellung in der Gemeinde Höhscheid (16 000 Einwohner) erfolgt z. B. durch die Postämter Auf der Höhe, Höhscheid, Landwehr, Merscheid, Ohligs, Solingen und Widdert; in Bald liegen die Dinge ähnlich, Zustellungspostämter sind die der „Postorte“ Foche, Gräfrath, Haan, Merscheid, Solingen, Wald und Weyer. Die Postverwaltung hat bisher alle Eingaben zur Aenderung dieser sonderbaren Zustände abgelehnt, obwohl die Reichspost angeblich ein kaufmännisches Unternehmen ist, das sich die Zufriedenheit seiner Kunden erwerben will. Wir finden aber, daß sich der Amtsschimmel vor der Postkutsche auch zu einem prächtigen Exemplar entwickelt hat.

Man guckt bis in den Magen.

Ein Wiener namens Franz Bach hat eine Kamera erfunden, mit der man das Mageninnere des Menschen photographieren kann. Sie besteht aus einem Gummi Schlauch, an dessen Ende eine winzig kleine Kamera, die mit einer Quarzlampe in Verbindung steht, befestigt ist. Das Verfahren wurde kürzlich, wie der „Daily News“ meldet, bei einem zu lebenslänglichen Zuchthaus verurteilten Gefangenen aus Sing-Sing, der sich einer Magenoperation unterziehen mußte, zum ersten Male angewandt, und man stellte verschiedene Aufnahmen vom Mageninnern des Patienten her. Durch das neue Verfahren sollen besonders Krebskrankheiten in ihren ersten Stadien festgestellt werden können.

Dokumente des Partikularismus.

Heimatliebe ist gewiß etwas Schönes und Erhabenes; sie darf jedoch nicht dazu ausarten, daß man gerade sein Dörchen, Städtchen oder Bändchen der Gesamtheit gegenüber besonders und unbedeutend hervorhebt. Eine Nürnberger Bleistiftfabrik, bekannt durch ihr Alter und durch die Güte ihrer Fabrikate, versteht die von ihr exportierten Bleistifte mit der Aufschrift: „Made in Bavaria“ (Hergestellt in Bayern). Ob auch die in Deutschland vertriebenen Bleistifte dieser Firma „Made in Bavaria“ sind, konnten wir leider nicht feststellen. — Im Werbeprospekt einer Offenbacher Tageszeitung heißt es mit herzerfrischender Offenheit: „Offenbach am Main ist heijisch und gehört nicht zum preußischen Frankfurt am Main!“ Daron haben wir noch nicht gewagt, wir

zweifeln aber daran, ob diese Frage wirklich von so ungeheurer Bedeutung ist, daß man in einem Werbeprospekt sein heijisches Herz besonders betonen muß! „Made in Bavaria!“ „Heijisch und nicht preußisch!“ Findet sich denn kein Museum, das derartige Altertümer zu unserer und unserer Nachkommen Erheiterung in seine Sammlungen aufnimmt?

Gesprungen oder gefallen?

Vor wenigen Wochen erregte erst der Todessturz zweier Kinder vom Dache eines Volkenträgers in Amerika berechtigtes Aufsehen: Die Kinder, Erben eines ungeheuren Vermögens, waren mit ihrer Mutter allein auf dem Dache gewesen und die hatte — angeblich damit die zwei- und vierjährigen Kinder das Straßentreiben besser beobachten könnten — sie auf die Brüstung des Daches gesetzt. Dann hatte sie sich „nur einen Augenblick“ (!) abgewandt, bis das „Unglück“ geschehen war. Nun erregt schon wieder ein neuer Fenstersturz Aufsehen. Irvin H. Heilbronner, der zweite Chef eines der größten Herrenbekleidungshäuser New Yorks, stürzte aus seinem im 14. Stockwerk gelegenen Schlafzimmersfenster. Wertwürdig berührt es auch hier, daß die Ehefrau, die nach ihrer Erklärung von dem ganzen Vorfall nichts bemerkt hat, im Nebenzimmer war und erst durch einen Zeugen, der den Unfall von unten beobachtete und ein Defekt darüber unterrichtet werden mußte, „daß sich etwas Widerwärtiges ereignet hätte“. Darauf gab sie logisch die Erklärung ab, daß ihr Mann seit fünf Jahren an Schwindelanfällen und Schlafsucht gelitten habe. Nach den Aussagen des Kriminalbeamten bleibt es unklar, ob der Verstorbene aus dem Fenster, dessen Brüstung immerhin 2½ Fuß hoch war, „gesprungen oder gefallen“ ist. Das Rätsel wird auch kaum geklärt werden können, da Irvin H. Heilbronner sofort tot war.

Lebendig begraben.

Vor kurzem hat in Leningrad ein Schupo-erlicher Frau und Kind getötet, um nicht Unterhaltungskosten zahlen zu müssen. Die Obduktion der Leichen ergab, daß beide noch lebendig begraben worden waren. Der Schupobeamte hatte Frau und Kind durch Schläge bloß betäubt, dann eine Grube gegraben, die Bewußtlosen hineingelegt und mit Sand überschüttet.

Dichter und Pair.

Daß in Frankreich galante Abenteuer dem Politiker nicht schaden, beweist ein wenig bekanntgewordenes Wort des Königs Pasquier, den Louis Philipp 1830 zum Präsidenten der Pairskammer ernannt hatte. In diese würdige Versammlung der Alten berief die königliche Laune ein Duzend Jahre später den damals schon weltberühmten Dichter Viktor Hugo. Unglücklicherweise fiel diese Ernennung mit einem Liebesabenteuer zusammen, das der Dichter mit einer verheirateten Frau angeknüpft hatte. Der betrogene Gatte ließ eines schönen Tages das Paar durch die Polizei feststellen und die Sache machte natürlich das größte Aufsehen. Der Polizeipräsident stürzte zum König Pasquier und redete viel von der Entehrung der Pairskammer durch das neue Mitglied. Aber Pasquier unterbroch seinen Redeschuß mit den Worten: „Ich sehe die Sache ganz anders an. Das Abenteuer wird das Ansehen der Pairskammer vielmehr erhöhen . . . Bedenken Sie doch — eine Versammlung von Größen . . .“

Der Roman einer Dirne.

Ein Schiffkoch wird sie heiraten!

Sie ist Tochter anständiger Eltern. Nur sie allein war von der Familie auf Abwege geraten. „Verführt“, sagte sie unter Tränen. Und so, seit 1920, Kontrollbirne. Fünf Geschwister sind achtbare Bürgerleute; vier Schwestern sind mit Kaufleuten verheiratet. Sie ist ausgestoßen und einsam. Und doch hielt sie etwas auf sich. Sah sie in einem Café, so sah ihr niemand die Dirne an. Sie wurde sie ausfallend gegen die Sittenbeamten...

Diese kannten sie aber nur zu gut. 46mal in sieben Jahren mußte sie Anzeigen gegen sich ergehen lassen. Darin lag die weitere Tragik ihres Falles: sie war kurzzeitig. Während ihre Geschwister schon aus der Ferne das Herannahen der Gefahr in der Person des Sittenbeamten merkten, sah sie nichts und wurde gefoltert wegen unbedeutender Uebertretungen sittenpolizeilicher Bestimmungen. Genügte den übrigen Mädchen eine Kopfbewegung, ein leises Winken, um sich den männlichen Kunden verständlich zu machen, so mußte sie nahe an sie herantreten, da sie kurzzeitig war. Das bedeutete aber eine Belästigung. Sollte sie etwa eine Brille tragen? Da hätte sie wohl lange auf „Freier“ warten können. So brachte ihr das Gesetz zur Bekämpfung der Geschlechtskrankheiten keine Erleichterung. Wohl konnte sie nun beliebige Strafen betreten; ihre Kurzzeitigkeit würde ihr aber zu einer noch größeren Gefahr als früher. Denn auf Grund des neuen Gesetzes verhängte nun der Richter wegen der Ausübung des Gewerbes in einer Sitten und Anstand verletzenden Weise höhere Strafen als früher, nicht mehr die geringen Haftstrafen von ein, zwei, drei und mehr Tagen...

Und tatsächlich mußte sie im Frühjahr 1928 zwei Strafen von je einer Woche über sich ergehen lassen. Im allgemeinen hatten die Beamten der Ordnungstreife, die an Stelle der Sittenpolizei getreten waren, Nachsicht mit ihr. Sie kannten ihre Kurzzeitigkeit, auch ihr bescheidenes Wesen und begnügten sich mit Ermahnungen, die Männer auf der Straße nicht zu belästigen. In einem Bericht vom 27. Juli hieß es, sie habe im Verlauf einer halben Stunde acht Leute belästigt. In einem Bericht vom 3. August, sie habe acht Männer angesprochen und einen von diesen acht sogar an den Arm gefaßt. Am 10. September erließ sie das Schicksal in der Person eines Beamten, der sie von früherher nicht kannte. Er erstattete Strafanzeige

gegen sie, die beiden früheren Berichte kamen hinzu und der Richter verurteilte sie wegen Vergehens gegen das Gesetz zur Bekämpfung der Geschlechtskrankheiten in drei Fällen zu der höchst zulässigen Strafe von 6 Wochen Haft und außerdem zur Ueberweisung ins Arbeitshaus. Hier erreicht die Tragik ihres Schicksals gewissermaßen den Höhepunkt. Der Dirnenalltag wird zum Roman.

Sie hatte seit vier Jahren einen Freund, einen Schiffkoch. Wenn er zu Land war, besuchte er sie in Berlin, fand sie sitzbar und nett im Café und wußte nicht, welchem Gewerbe sie nachging. Die letzten zehn Monate war er ohne Stellung, arbeitete als Hilfskoch in Berlin und fuhr öfters auf mehrere Tage nach Hamburg, Bremen, Cuxhaven und Lübeck. Seine Ersparnisse, etwa 4000 Mark, wurden von seiner Schwester, einer Schlächtermeistersfrau in Westfalen, verwaltet; er litt keine Not, beschenkte seine Freundin, die er nach wie vor im Café traf, war offiziell mit ihr verlobt und bereits beim Standesamt aufgegeben. Auf dem Rückwege vom Standesamt gestand sie ihm unter Tränen, daß sie bis vor kurzem der Gewerbesuntzucht nachgegeben sei. Jetzt arbeite sie bei einer Plätterin. Damit gab er sich zufrieden. Vor der Berufsungsverhandlung lernte man den Koch kennen, der sich nicht scheute, eine Frau zu heiraten, die acht Jahre lang Männerbelamtschaften gesucht hatte. Er erklärte, das Mädchen heiraten zu wollen unter der Bedingung, daß sie vom Arbeitshaus verschont bliebe. Auch daß sie ihn belogen hatte, da die Arbeit bei der Plätterin nur ein Phantasiegebilde war, änderte nichts an seinem Entschluß. Ja, selbst der Umstand, daß sie noch bis zur letzten Zeit in der Friedrichstraße von Beamten gesehen wurde — auch hierin hatte sie die Unwahrheit gesagt —, brachte ihn nicht von seinem Entschluß ab. Sie aber weinte unaufhörlich.

Das Gericht belieh es bei den sechs Wochen Gefängnis ohne Jubiläum einer Bewährungsfrist und sah vom Arbeitshaus ab. Der Schiffkoch wird die Dirne heiraten, er wird wieder auf See gehen, sie wird zurückbleiben und — was wird sie monatelang ohne ihn treiben? Schade um den braven Schiffkoch. Schade um seine Frau. Sie ist bestimmt nicht schlimmer als ihre weniger kurzzeitigen Kolleginnen. So vielleicht noch weilsichtiger als diese, denn sie will den Mann haben. Und soll ganze sechs Wochen absitzen...

Freispruch Pöffls.

Erregung in der gesamten Wiener Presse.

Der Wiener Journalist Oskar Pöffel, der vor einigen Monaten im Gerichtsamt seinen früheren Redaktionskollegen Wolff vom „Neuen Wiener Journal“, der ihn der Erpreßung beschuldigt hatte, mit fünf Revolverkugeln löstete, wurde heute vom Wiener Schwurgericht freigesprochen. Das Urteil kam dadurch zustande, daß die Geschworenen zwar mit zwölf Stimmen die Frage auf Mord bejahten, aber mit neun gegen drei Stimmen die Zusatzfrage auf Sinnesverwirrung ebenfalls bejahten, was nach dem Gesetz den Freispruch zur Folge hatte.

Wien, 21. Januar. (Eigenbericht.)

Alle Wiener Blätter bezeichnen die Freisprechung des Mörders Pöffel wegen Sinnesverwirrung als einen Justiztrium. Die Arbeiterzeitung nennt das Urteil ein richtiges „Schottenjoker Urteil“ mit einem Hinweis auf den Prozeß, in dem die Arbeitermörder von Schattendorf am 14. Juni 1927 freigesprochen worden waren, welche Tatsache dann den Anlaß zu den Demonstrationen und den Schießereien vom 5. Juli gegeben hat. Es haben nämlich Geschworene das Urteil gefällt, die zum großen Teil burgenländische Gutswirte und Landwirte waren, genau wie bei dem feinerzeitigen Schattendorfer Prozeß. Der Verteidiger hatte bei der Auslösung der Geschworenen alle Wiener Geschworenen abgelehnt, so daß die Mehrheit der Geschworenen die burgenländischen Landwirte waren, die für die Pressekorruption, die bei dem Prozeß aufgedeckt wurde, natürlich gar kein Verständnis hatten. Die beiden Verteidiger, der Christlichsozialer und der Nationalsozialist, hatten es dann leicht, auf diese Geschworenen einzuwirken.

Wahnsinnstat eines Vaters.

Er erschlägt den Sohn und verlegt Frau und Töchter.

Der Bergmann Desterreicher in Teschau überfiel in einem Anfall von Wahnsinn seine Familie. Er stieß dem sechsjährigen Sohne Wenzel ein Messer ins Herz und tötete ihn auf der Stelle. Dann brachte er seiner Frau und seinen beiden Mädchen von zwei und vier Jahren schwere Verletzungen bei. Er ging dann auf den Dachboden und zündete Heu an, um sich selbst zu verbrennen. Infolge des Rauches aber sprang er aus einem Fenster des bereits über und über brennenden Hauses herab, wurde gefaßt und von der Gendarmerie verhaftet. Die Frau ist nicht nur durch einen Bruststich schwer verletzt, sondern hat auch das ganze Gesicht zerschneitten. Tragisch ist die Ursache des Dramas. Der sehr fleißige Mann hatte sich in den Kopf gesetzt, sich ein Häuschen zu ersparen. Er legte wöchentlich 100 Kronen hin, ah aber dabei so wenig, daß sich Zeichen schwerster Unterernährung zeigten. Durch den Hunger trübte sich der Geisteszustand und Desterreicher wurde ins Krankenhaus gebracht, wo man ihn aber nach zwei Tagen entließ. Als er nun abends heimkam und beim Abendessen saß, ergriff er ein großes Küchenmesser und schlachtete seinen Sohn. Ehe er das Haus anzündete, hatte er die Türen verbarrikadiert, so daß in das brennende Haus nicht eindringen war.

„Mißbrauch der Amtsstellung.“

Vom Dienstanfänger, der die Fahrkarten druckt.

Vor der Strafkammer I in Raabitz wurde in 2. Instanz in einer Sache verhandelt, die ihrer grundsätzlichen Bedeutung wegen Beachtung verdient. Angeklagt war der Hilfsbetriebsassistent Schmidt, der in der Fahrkartenausgabe des schlesischen Bahnhofes beschäftigt war. Die Anklage warf ihm vor, daß er Druckstöcke aus seiner Schnelldruckmaschine herausgenommen hatte und mit ihnen selbst Fahrkarten hergestellt hat, die die Maschine nicht registrierte, und die er auf eigene Rechnung verkauft habe. Bei einer unermuteten Revision wurde sein Vergehen sehr bald entdeckt. Schmidt wurde fristlos entlassen, außerdem erhob die Reichsbahn gegen ihn Anklage wegen Betrug unter Mißbrauch der Amtsstellung. Infolge dieser strafverhängenden Formulierung wurde er in erster Instanz zu der gesetzlichen Mindeststrafe für betrugliche Delikte von sechs Monaten verurteilt. — Gegen dieses

Reichsbund Deutscher Mieter!

Heute Montag, dem 21. Januar 1929, abends 7 1/2 Uhr, im „Bürgersaal“ des Rathauses:

Große öffentliche Protestversammlung

Vortrag des Bundesvorsitzenden Dziuk: „Millardengeschenke an den Hausbesitz auf Kosten der Mieter?“

Mieter, erscheint in Massen! Der Verbandsvorstand.

Urteil erhob Schmidt Widerspruch mit der Begründung, daß er zu Unrecht wegen Mißbrauch einer Amtsstellung verurteilt sei; denn er habe zwar als Dienstanfänger den vollen Dienst eines wirklichen Beamten mit allen seinen Pflichten und Verantwortungen wahrnehmen müssen; aber umgekehrt sei ihm in keiner Weise irgend ein Recht des Beamten eingeräumt worden. — Das Gericht konnte sich angesichts dieser zumindest noch unentschiedenen Rechtsverhältnisse nicht dem Urteil der ersten Instanz anschließen. Es erkannte entsprechend dem sozial tiefempfundenen Plandogma des Verteidigers zwar wieder auf eine Strafe von sechs Monaten Gefängnis, gewährte aber gleichzeitig eine dreijährige Bewährungsfrist.

Nachuntersuchungen Kriegsbeschädigter nur in besonderen Fällen. Einem Antrag des Reichsbundes der Kriegsbeschädigten entsprechend, hat der Reichsarbeitsminister im Anschluß an eine Konferenz der Direktoren der Hauptverorgungsämter die Ver-

Eine geprüfte Lebensretterin.



Miss Blanche Tucker, eine 34-jährige Angestellte auf dem Ozeandampfer „Majestic“, hat als erste Frau die Prüfung für Lebensretter auf See abgelegt. Sie mußte bei dieser Prüfung ein Rettungsboot vom Dampfer hinablassen, das Hinabsteigen einer Anzahl von Passagieren überwachen und das mit 12 Personen besetzte Boot rudern.

forgungsbehörden angewiesen, im allgemeinen von einer Nachuntersuchung Kriegsbeschädigter rückwirkend ab 1. Januar 1929 auch bis auf weiteres abzusehen. Ausgenommen hiervon bleiben Nachuntersuchungen auf Grund von Anträgen Kriegsbeschädigter auf Rentenerhöhung, Kapitalabfindung usw. Wenn ein Versorgungsamt glaubt, in eine Nachuntersuchung wegen der Gewährung der Pflegezulage eintreten zu müssen, so bedarf es dazu, wie der Reichsbund der Kriegsbeschädigten mitteilt, nach der Anweisung des Reichsarbeitsministeriums der Genehmigung des Hauptverorgungsamts.

30 Millionen Zusatzhypotheken.

Rechtzeitige Vergabe von Mitteln zum Wohnungsbau.

Die Stadt Berlin hat zur Förderung des Wohnungsbaues neben den laufenden und den aus der Hauszinssteuer zur Verfügung gestellten Mitteln in den Jahren 1926, 1927, 1928 durch den Stadthaushalt einmaltige Beiträge von 23 1/2 Millionen, 11 Millionen, 30 Millionen, zusammen in den drei Jahren 64 1/2 Millionen Mark als Zusatzhypotheken zu 2 Proz. Zinsen und 2 Proz. Tilgung ausgegeben. Bisher wurde hierüber erst bei der Beratung des Stadthaushalts entschieden, die sich gewöhnlich bis tief in das neue Verwaltungsjahr hinein hinzog. Der Magistrat hält das jetzt nicht für zweckmäßig, weil bei verspäteter Bewilligung und Verteilung der Mittel die günstigste Bauzeit ungenützt vorübergeht. Um es der Wohnungsfürsorgegesellschaft zu ermöglichen, rechtzeitig über die Gewährung von Baukostenzuschüssen zu entscheiden und die laufende Beschäftigung im Baugewerbe sicherzustellen, soll die Stadtverordnetenversammlung diesmal im Voraus und sofort darüber entscheiden, in welcher Höhe durch den Stadthaushalt für 1929 Mittel zu Zusatzhypotheken bewilligt werden. In einer Vorlage, die den Stadtverordneten vorgelegt ist, sagt der Magistrat, daß wieder ein erheblicher Teil der im kommenden Baujahr auszuführenden Bauten nur mit Hilfe städtischer Zusatzhypotheken finanziert und durchgeführt werden kann. Für 1929 sind 30 Millionen Mark erforderlich. Ueber einen Teilbetrag von 10 Millionen Mark könnte sofort verfügt werden.

Kein Vergnügen ohne Eisbären.

Lärmjenen im Zirkus Busch.

Im Zirkus Busch kam es am Sonntag nachmittag zu wilden Tumulten, die das Eingreifen der Polizei und des Ueberfallkommandos notwendig machten. Der Stempel hatte keine Ursache darin, daß die Zuschauer annahmen, daß ihnen auch die in den Abendvorstellungen gezeigte Attraktion „Eisbärenrausch“ vorgeführt würde, bei der 30 Eisbären mitwirken. Als dann die Vorstellung zu Ende ging, ohne daß die Eisbären gezeigt wurden, wurde das mit wilden Pfl.-Rufen und einem losenden Pfeifkonzert aufgenommen. Als die Saalbediener und die im Hause befindlichen Polizeibeamten zur Räumung der Plätze aufforderten, schrien sich die Zuschauer reihenweise unter den Arm, um nicht von ihren Plätzen verdrängt werden zu können und trafen Anstalten, gegen die Beamten tätlich zu werden. Erst nachdem die Zirkusdirektion sich entschlossen hatte, den Wünschen des erregten Publikums entgegenzukommen, trat Ruhe ein.

Während die großen Varietés und die Revueheute stets Wert darauf legen, zu betonen, daß in den Sonntagnachmittagsvorstellungen das unerkürzte Abendprogramm gegeben wird, scheint man diese Selbstverständlichkeit gegenüber einem weniger zahlungskräftigen Publikum im Zirkus Busch nicht zu kennen. Die Zirkusleitung soll sich darüber auch nicht wundern, wenn ihr Unternehmen an Sympathie immer mehr verliert.

Ein Rohling rühmt sich seiner Schandtat

Bis dem Kollegen die Nase ab.

Das Stettiner Schöffengericht verurteilte am Freitag den Heizer Karl Bachan aus Memel, der seinem Arbeitskollegen im Streit die Nase abgebissen hatte, zu acht Monaten Gefängnis.

Der Angeklagte, ein 36-jähriger Mann, war auf dem Stettiner Dampfer „Wotan“ beschäftigt. Als das Schiff eines Tages im Hafen von Rotterdam vor Anker lag, ging die Befehlsung an Land und lehrte erst gegen Mitternacht zurück. Bachan mit einem kleinen Raufch. Auf dem Schiffe angekommen, suchte er zunächst mit einem Raufch. Da kam sein Kollege, der Heizer Steffensohn hinzu und mochte ihn zur Ruhe. Bachan geriet hierauf derartig in Wut, daß er Steffensohn packte und ihm die Nase abbis. Als Steffensohn sich zur Wehr setzte, ergriff der Unhold einen Topf mit kochendem Wasser und gab es seinem Gegner über den Kopf, der mit schweren Brandverletzungen zu Boden stürzte. Bachan wurde sofort verhaftet. Bei seiner kommissarischen Vernehmung in Bissau, wo er in Untersuchungshaft war, hatte er seine Rohheit ohne weiteres gestanden und sich ihrer sogar noch gerühmt.

Zum Krach in der Heilsarmee.

General Booth flücht.

Die Abiegung des Generals Booth hat nunmehr zu gerichtlichen Weiterungen geführt. In den Lawcourts erschien der Rechtsanwalt des Generals Booth, Wilfred Greene, und beantragte eine gerichtliche Entscheidung gegen die Mitglieder des hohen Rates, von der Durchführung der Beschlüsse hinsichtlich der Abiegung des Generals Booth Abstand zu nehmen. Hiermit sind die gerichtlichen Verhandlungen eingeleitet.

Wie jetzt verlautet, wird General Booth es dem hohen Rat überlassen, gerichtliche Schritte zu unternehmen, um das Verfügungsrecht über das bewegliche und unbewegliche Vermögen zu erlangen, das die Heilsarmee in England, Frankreich und Australien besitzt und das General Booth auf testamentarische Verfügung seines Vaters, des Gründers der Heilsarmee, als Treuhänder verwaltet. Der Wert dieses Besitzes wird auf 36 Millionen geschätzt.

Übler Mundgeruch

wird abhönd. Hüßlich gefärbte Zähne stellen das höchste Anstöß. Selbst Schönheitsfehler werden oft schon einmaliges Niesen mit der herrlich erfrischenden Zahnpaste Chlorodont beseitigt. Die Zähne erhalten schon nach kurzem Gebrauch einen wundervollen Glanz, auch an den Seitenflächen, bei gleichzeitiger Benutzung der dafür eigens konstruierten Chlorodont-Zahnbürste mit gerahmtem Versteinschnitt. Jüngende Speisereste in den Zahnräumen können als Ursache des üblen Mundgeruchs werden gründlich damit beseitigt. Versuchen Sie es zunächst mit einer Tube Chlorodont-Zahnpaste zu 60 Pf., große Tube 1 Mk. Chlorodont-Zahnbürste für Kinder 70 Pf., für Damen 1.25 Mk. (welche Bürste), für Herren 1.25 Mk. (harte Borsten). Nur echt in blau-weiß-grüner Originalpackung mit der Aufschrift „Chlorodont“. Heberell zu haben.